

Baltische Monatschrift.

Sechsendreißigster Jahrgang.



Inhalt:

Aus den Tagebüchern des Grafen P. M. Walujew (1856)	1
Briefe der Baroness Edith v. Rahden an G. Vertholz	14
Der Hammer der Thorheit. Freie Uebersetzung aus dem Indischen	35
Ueber die Astrologie. Ein Vortrag von Dr. K. Straue	37
Ein Ferienausflug an die persische Grenze. Aus einem Brief von Dr. H. Walter	54
Notizen. (Ein ungedruckter Brief K. v. Ranke's. Waldmann „Lenz in Briesen“. Hasselblatt „Die Ehrenlegion.“ Gernet „Das Ringen des landsmannschaftlichen Princips u. s. w.“ Gernet „Baltische Adelsgeschichte“. Die „Düna-Zeitung“)	62

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Preis jährlich 6 Rbl. 50 Kop., über die Post 7 Rbl. 50 Kop., das einzelne Heft 80 Kop.

Reval.

Franz Kluge.

1894.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
H. v. Tiedöhl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

Soeben erschien:

[6] — 3.

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871 bis 1890.

Von Dr. Hans Blum.

Geb. 5 R. 60 K. oder in Halbleder geb. 4 R. 50 K.

Riga. N. Kymmell's Buchhandlung.

[6] — 4.

Die Buchhandlung L. Hoerschelmann

Riga, Weberstraße Nr. 6,

empfiehlt sich zur Lieferung

in- und ausländischer Bücher und Zeitschriften,
neu und antiquarisch.

Auf Wunsch bibliographische Auskünfte, Ansichtsendungen,
Probenummern von Zeitschriften etc.

Günstigste Bezugsbedingungen für auswärtige Käufer.

Kataloge gratis — schnellste Beforgung — Porto zu Selbstkosten.



Aus den Tagebüchern des Grafen P. M. Balujew.¹⁾

1856.

Witan, den 4. Jan. Der Anfang des neuen Jahres gleicht sehr dem Ende des vergangenen. Wenig Tröstliches. Vorgestern brachte man den Obercommandirenden unseres baltischen Corps hierher. Der arme Greis (General Sivers) ist augenscheinlich noch sehr schwach, in Folge der Krankheitskrisis in Jewe. Ich habe ihn nicht gesehen und überhaupt scheint es, daß der Stab zu verbergen sucht, wie hoffnungslos sein Befinden ist. Meyendorff²⁾ schreibt allerhand Unsinn. „Les slaves laissent pendre l'oreille, on est décidé à les contenir et à en prendre ce qu'il y a de bon.“ „Guerre renforcée au printemps. Il est positif que les anglais vont tout brûler de Liban à Cronstadt“. Indessen berichtet Schöppingf³⁾ aus Berlin, er fange an Friedenshoffnungen zu hegen. Gestern erhielt ich das erste Circulaire im Departement der Executiv-Polizei mit der Unterschrift oder genauer gesagt der Widimation des neuen Directors, Shdanow, versehen. Es heißt darin, die Aufsicht über den Buchhandel und über die Beobachtung der Censurvorschriften bilde „Einen der wichtigsten

¹⁾ Aus dem in der „Russkaja Starina“ abgedruckten Originale übersetzt. Die Anmerkungen sind mit Ausnahme einiger weniger, bei denen das ausdrücklich angegeben ist, erst der deutschen Uebersetzung hinzugefügt worden. Ueber die Aufzeichnungen des Grafen Balujew aus den Jahren 1847—1855 vgl. Balt. Mon. Bd. 39 (1892) S. 1 ff.

²⁾ Baron Peter von Meyendorff, geb. 1796, Gesandter in Berlin von 1839 bis 1850, Botschafter in Wien 1850—1854, † als Oberhofmeister in Petersburg 1863.

³⁾ Theodor v. Schöppingf, Erbherr auf Bornsmünde, geb. 1817, Legationsrath bei der russischen Botschaft in Berlin, † 27. December 1856 a. St. (8. Jan. 1857 n. St.)

56.014
2

Aus den Tagebüchern des Grafen P. M. Balujew.

Verwaltungszweige.“ Wie man sieht, wir sind unverbesserlich. Hat denn die Congregation des Index und die Polizei Metternichs, zu ihrer Zeit den Buchhandel etwa nicht beaufsichtigt? Trotzdem hat diese Beaufsichtigung die eilige Abreise des Papstes und des allwissenden Diplomaten (aus Rom resp. Wien) im Jahre 1848 nicht verhindert.

Den 7. Jan. Den gestrigen Tag brachte ich in Riga zu. Auch dort ist alles beim Alten. Nur eine Menge Officiere der Chevalier-Garde mit flirrenden Pallaschen sieht man.

Den 8. Jan. Schiller sang:

Wo Du auch wandelst im Raum, es knüpfe Dein Zenith und Nadir
An den Himmel Dich an, und an die Achse der Welt.

Wie Du auch handelst in ihr, es berühre den Himmel Dein Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.

Auf den ersten Blick — ist das erhaben und richtig. Aber nach genauer Analyse? Liegt in dieser Gleichstellung des menschlichen Individuums mit der gesammten menschlichen Welt nicht allzuviel hoffährtige Prahlerei? Ist es nicht möglich diese Anschauung mit der evangelischen in Einklang zu bringen? Das Evangelium stellt einen jeden einzelnen Menschen mit „seinen Nächsten“ aber nicht mit der gesammten Welt gleich.

Den 9. Jan. Gestern schon sprachen die Zeitungen davon, daß die erniedrigenden Vorschläge Oesterreichs angenommen wären. Heute wird diese Nachricht durch eine telegraphische Depesche aus Petersburg bestätigt. So haben wir uns denn wirklich ergeben!

Hunderttausend Opfer sind auf den Schlachtfeldern gefallen, Sewastopol ist in einen Trümmerhaufen verwandelt, die Schwarzmeerflotte vernichtet, der Wohlstand Rußlands für lange Zeit erschüttert, der Ruhm von Jahrhunderten besleckt, — und all das, damit wir uns verpflichten in Zukunft weder ein Sewastopol noch eine Schwarzmeerflotte mehr zu besitzen, oder auch um zu beweisen, daß unsere Regierung anhaltend bedeutende Irrthümer begangen hat. — Ein allzu hoher Preis!

Den 16. Jan. Mirabeau sagte von Necker „c'est une horreur qui retarde.“ Was kann man von unseren Herren Ministern sagen?

Den 18. Jan. Gestern erhielt ich die unerwartete Nachricht vom Tode meines Bruders (Robion). Sein Leben während der letzten Jahre war das Leben eines Heiligen und eines freiwilligen Märtyrers. Wie wenig Kraft zum Guten ist in mir vorhanden im Vergleiche mit jener Kraft, welche er unveränderlich zeigte und anwandte.

Den 19. Jan. Vorgestern erhielt ich einen Brief vom Fürsten Suworow, heute Briefe von Gerngroß¹⁾ und Rudnicki. Die Nachrichten aus Petersburg lauten wenig tröstlich es offenbart sich von Oben keine Energie.

Der Kaiser hat dem Fürsten Suworow gesagt, derselbe würde eine allerhöchste Bemerkung dafür erhalten, daß er in seinem Bericht den Ausdruck „Ungründlichkeit“ in Bezug auf die Thätigkeit der Ministerien gebraucht. Der Fürst wird Sivers sofort nach dessen Entfernung vom Amte oder im Todesfalle ersetzen.

Den 22. Jan. Unjählich traurig. Zu nichts habe ich Lust. Die immerwährende Erwartung eines Etwas, das sich doch nicht erfüllt, bedrückt und ermüdet alle seelischen Kräfte.

Den 28. Jan. Fürst Suworow fährt fort in Wuth zu gerathen, sobald es sich um das Baltische Corps handelt. Er wollte unter allen Umständen den Rechenschaftsbericht des Generals Sivers sehen. Der Kriegsminister überfandte ihm denselben sofort. Nun schien es dem Fürsten, daß Sivers, d. h. in Wahrheit ** und ***, nicht nur sich selber gelobt, sondern auch ihn auf Umwegen kritisirt hätten. *Inde ira maxima*. Der Fürst schrieb mir, er wäre krank und ärgerlich, Rudnicki aber hatte er allerhand Bosheiten gesagt, unter Anderem, Sivers est une vieille . . . qu'on a oublié d'enterrer.

Den 19. Febr. Unsere Diplomaten, will man sie nach den von ihnen verfaßten „Depeschen“ beurtheilen, besitzen kein Verständniß für Anstand und Ehre. Wer, der kein Narr ist, glaubt denn an die in jenen Depeschen enthaltenen Phrasen und die beinahe frechen Lobhymnen auf die Friedensliebe? Er sieht man denn nicht aus jedem Worte, daß wir nur nach Mitteln suchen *de nous exécuter avec chic*? Wie schmeicheln wir Louis Napoleon, auf den wir früher so schalteten. Wie manövriren wir mit ihm, wie verschlucken wir lächelnd alles, was er uns zum Verschlucken zu geben geruht, z. B. einen Artikel des „*Siècle*“ welcher im „*Moniteur*“ wieder abgedruckt wird, und die Drohung, welche er in seiner Rede bei Eröffnung seines Pseudoparlamentes ausgesprochen.

Den 29. Febr. Gerngroß telegraphirt, daß Hahn²⁾ und mir der Stanislausorden mit dem Bande verliehen worden sei; das unumgängliche

¹⁾ Der damalige Canzleldirector des Generalgouverneurs, später Senateur und Gehülfe des Domainenministers.

²⁾ Major von Hahn, damals Beamter zu besonderen Aufträgen beim Fürsten Suworow.

Anhängsel zur Gouverneursuniform wäre also erlangt. Von allen andern Bändern sage ich mich gern auf lange los. Dem General Sivers ist die Ernennung des Fürsten Suworow zu seinem Nachfolger durch den Arzt mitgetheilt worden. Anfangs wollte der Greis es nicht glauben. In Erwartung des Friedens äußerte er sogar sein Bedauern darüber, daß er um Urlaub gebeten; als aber Bursy¹⁾ ihn daran erinnerte, daß ihn schon die Ueberführung aus dem Bette in den Lehnstuhl ermüde, gab er selbst zu, daß es für ihn Zeit wäre, sein Commando niederzulegen.

Den 7. März. Vor einigen Tagen gab der Minister des Innern²⁾ bekannt, daß die allerunterthänigsten Jahresberichte (der Gouvernementschefs) künftig nicht mehr „zu eigenen Händen seiner Majestät“ sondern „an das Ministerium des Innern“ adressirt werden sollen. Ich habe Rudnicki beauftragt zu erfahren, was das bedeute. Wünscht denn der Kaiser diese Berichte nicht mehr zu lesen? Das Recht, mindestens einmal im Jahre dem Kaiser das geradeheraus zu sagen, was zu sagen nothwendig erscheint, hielt ich stets für ein wichtiges Recht und für das hauptsächlichste und beinahe einzige Vorrecht der Gouvernementschefs. Es wäre originell und zugleich charakteristisch, wollte man dieselben dieses Rechtes auf dem Wege eines einfachen Befehls, die Couvertadressen in etwas zu verändern, berauben.

Den 12. März. Habe im „Russischen Boten“ einen bemerkenswerthen Artikel Tschitscherins (Boris Nikolajewitsch) über „die Landgemeinde in Rußland“ gelesen. Dieser Artikel ist gleicherweise durch das bedeutend, was in ihm enthalten ist und was in ihm nicht enthalten ist. Bemerkenswerth und anscheinend gerechtfertigt ist die Leugnung der patriarchalischen Zustände, welche Harthausen so sehr gelobt, in dem Sinne, als wären diese Zustände ursprünglicher Natur und als hätten sie sich in den Landgemeinde-Agrarverhältnissen bis zum heutigen Tage erhalten. In diesen Verhältnissen erblickt Herr Tschitscherin vielmehr die Folgen einer nicht ursprünglichen Fesselung des Bauern an die Scholle und weiterer seither vollzogener Anordnungen der Regierung. Aber indem er auf den folgerichtigen Fortgang der Umwälzung auf diesem Gebiete hinweist, vergißt der Autor, wie es scheint, daß es zur Klärung der Frage, was von Alters her die russische Landgemeinde gewesen, nicht genügt, blos die Frage nach der Theil-

¹⁾ Carl Bursy, geb. 1791, seit 1826 Arzt und von 1849—1867 Medicinalinspector in Mitau, † 1870.

²⁾ Lanskoi war von 1855—1861 Minister des Innern.

barkeit oder Untheilbarkeit des Landbesitzes zu lösen. Ueber die innere Einrichtung und Verwaltung der Landgemeinden, welche gewiß existiren, obgleich nur als Gemeinden in anordnendem, bürgerlichem, nicht aber landbesitzlichem, privatrechtlichem Sinne, wird nichts oder beinahe nichts gesagt. Folglich ist die Lebensweise unserer Landbevölkerung, wie dieselbe in alter Zeit war, auch nicht mit gebührender Ausführlichkeit dargelegt worden. Wenn aber Herr Tschitscherin gegen Ende seines Artikels sagt, die jetzige Landgemeinde „sei nicht der Keim der gesellschaftlichen Entwicklung, sondern deren Frucht“ — so versteht der Leser nicht recht, in welchem Sinne er diese Worte auffassen soll — in buchstäblichem oder in ironischem. Die Fesselung an die Scholle, die gewaltfame Centralisirung der Ackerbauer in großen Dörfern und die alljährlich sich wiederholende Umtheilung der Aecker, also gerade die drei wichtigsten Hindernisse, welche einer Fortentwicklung des Bauernstandes und des bäuerlichen Gewerbefleißes im Wege stehen, — „Entwicklung“ zu benennen — das gleicht all zu sehr einer Charade oder einem ungeheuren Paradoxon.

Den 13. März. Vorgestern sah ich den General Sivers. Er hat sich sehr verändert, ist mager, schwach und bleich geworden — *mais la plus belle figure qui se puisse voir.*

Den 14. März. J. sagte mir, daß man durch den Lieutenant J. Informationen über irgend welche geheime Verbindungen erhalten hätte, die zwischen der polnischen Emigration, den hiesigen Beamten polnischer Herkunft und vielen Offizieren (ebenfalls Polen) des baltischen Corps, besonders im W.schen Regiment, obwalten sollen. Fürst Suworow wird, wie es scheint, Schmidt zu einer geheimen Untersuchung herschicken.

Den 18. März. In der *Revue des deux mondes* (vom 15. März) sind zwei sehr bemerkenswerthe Artikel: „*De l'esclavage en Amerique*“ und „*La cité de Dieu au XIX-me siècle*“. Wenn man in dem erstgenannten einige genaue Darstellungen der schrecklichen Lage der Sklaven in den nordamerikanischen Staaten gelesen hat, fragt man sich unwillkürlich, mit welchem Rechte Europa über die Mißbräuche innerhalb unserer Leibeigenschafts-Verhältnisse zetert, während es doch zu gleicher Zeit den Nordamerikanern sanft die Köpfe streichelt? Der zweite Artikel (von Paul Janet) enthält, abgesehen von einer gewissen Beimischung philosophischen Geschwäzes, tiefe und gesunde Gedanken, darunter einige gegen die neueste deutsche Philosophie gerichtete.

Den 26. März. In seinem Rechenschaftsbericht hatte Fürst Suworow auch der ungerechten Entfernung Stövers¹⁾ von dem Posten eines Dirigirenden des Livländischen Cameralhofs gedacht. Der Kaiser wünschte zu erfahren, ob Stöver wirklich ungerechterweise beschuldigt worden. In Folge eines sonderbaren, aber in unserer höheren Geschäftsführung gewöhnlichen Processes wurde mit der Vorstellung der nöthigen Aufklärungen der Ankläger, d. h. der Finanzminister, betraut, die Aufklärungen zu würdigen aber wurde den Collegen dieses Anklägers im Minister-Comité anheimgelassen. Die Mitglieder dieses Comité's konnten naturgemäß keine Bestimmung treffen, welche ihren eigenen Interessen widersprochen hätte, denn, die von dem Generalgouverneur etwas ungewandt angeregte Frage bezog sich im Allgemeinen auf das Recht der Ressortchefs, für die ihnen unterstellten Aemter aus der Zahl ihrer eigenen Untergebenen die rechten Männer zu wählen. Die Minister erkannten also „daß Stöver nicht für ungerechterweise angeklagt gelten könne“. In Folge dieser negativen Verurtheilung Stövers und der ebenso negativen Rechtfertigung des Staatssecretairs Broc wurde befohlen, den Fürsten Suworow zu ermahnen „er möge künftig in seinen Ausdrücken vorsichtiger sein“. Dieser Befehl wurde dem Fürsten avec un tact tout particulier eröffnet, durch wen denn? Durch Herrn Broc selbst! Der Fürst wurde dadurch aufgeregt, gekränkt und wüthend en proportion. Er verlangte von mir einen Rath, schickte Gerngroß zu mir — und entschloß sich endlich zu Folgendem: er richtete einen von Gerngroß verfaßten Brief an den Kaiser und einen zweiten, drei Bogen langen, von ihm selbst verfaßten an den Fürsten Dolgorukoff.²⁾ Ich glaube, daß ich an des Fürsten Stelle mich an Broc selbst gewandt und es ihm auf's Gewissen gebunden hätte, Stöver vor dem Kaiser zu rechtfertigen. Das ist unumgänglich und eine Ehrenpflicht für den Fürsten. Von sich selber aber garnicht zu reden, wäre am würdigsten. Aber jeder soll seinem Charakter und seinem eigenen Selbst treu bleiben. Das dürfte vielleicht auch besser sein.

¹⁾ Burchard Ferdinand Stöver, geb. 1799, war, nachdem er in Dorpat und auf mehreren deutschen Universitäten studirt hatte, Mitkämpfer im griechischen Befreiungskriege, wurde 1839 livländischer Gouvernements-Contrôleleur, war auch Director der Verwaltung des Badeorts Kemmern und † 1862 in Riga als Präses der Riga-Dünaburger Eisenbahn-Direction.

²⁾ Fürst P. Dolgorukoff, Chef der III. Abtheilung S. M. Eigenen Kanzlei 1857—1866.

Den 29. März. Heute um halb zwei Uhr Morgens wurde mein Sohn Nicolai¹⁾ geboren. Möge Gott seinen Lebensweg segnen!

Den 13. April. Man erzählt sich, daß auf den Pariser Conferenzen Jemand von der Wiederherstellung Polens zu sprechen anfing. „Comme on commence à plaisanter, sagte Graf Alex. Orlow, je pense que la séance est finie.“ — stand auf und ging fort.

Den 24. April. Heute war ich in Riga auf der Beerdigung Fölkersahms. Walter hielt die Grabrede;²⁾ infiniment de talent heißt mit Bezug auf ihn zu wenig gesagt. Er ist ein wahrhafter, glänzender, erfahrener Redner. Ueber seine heutige Rede wird man viel discutiren; ihren inneren folgerichtigen Zusammenhang haben nur sehr Wenige begriffen. Ich für meine Person verstehe die Richtung Walters nicht recht. Gedenkt er die Rolle eines geistlichen Bauern-Tribuns zu spielen? oder die Rolle eines geistlichen Reformators der Ritterschaft? oder die Rolle eines geistlichen Mitarbeiters der Regierung und eines Vermittlers zwischen den Machthabern und den Ständen? oder endlich die Rolle eines Mannes, welcher seine hohe Bedeutung und seinen Einfluß dazu benützt, bald die einen, bald die andern Ziele in den Vordergrund zu rücken.

Den 28. April. Kürzlich kam ich wieder mit dem älteren Schöppingf zusammen. Trotz seines Verstandes und seiner allgemeinen Gründlichkeit erinnerte er mich doch an den Eindruck, welchen unsere Diplomaten schon so oft auf mich gemacht. Wie kommt es nur, daß die Engländer lange im Auslande leben können, ohne doch den richtigen Blick für die englischen Verhältnisse zu verlieren? Sobald Jemand von uns fünf Jahre in West-Europa zugebracht, so ist's als hätte er sich unablässig ausländische Brillengläser vor die Augen gesteckt. Man muß staunen, wenn solche Leute zu erzählen beginnen: die Hammel in Berlin erscheinen ihnen so groß wie Ochsen, die Ochsen in Rußland aber so klein wie Hammel. Unsere inneren Angelegenheiten werden von ihnen leicht hin beurtheilt oder durch das Prisma der Kanzlei und der Salons des Ministeriums des Aeußeren betrachtet. Und wie wichtig, wie geheimnißvoll gebahren sie sich! Wie verlängert oder rundet sich ihr Antlitz, wenn sie von irgend welchen

1) Graf Nikolai Petrowitsch Walujew, Garde-Stabsrittmeister, dem Chef des Hauptstabes zugetheilt. Anmerkung der Red. der „Russk. Starina“.

2) Eingehend berichtet über diese Rede „das Leben Bischof Walters“ S. 301 ff.

Kniffen und Streichen in unsern höheren Sphären reden! Sie riechen nach der Bibliothek. Es ist, als wären die Memoiren des Duc de Saint-Simon¹⁾ lebendig geworden und als träte nun jeder Band derselben im Frack oder im Paletot an uns heran, um ein Gespräch zu beginnen. Leider steckt nur in jenen Memoiren mehr Geist, als in ihren russischen Vertretern.

Den 30. April. Gestern sah ich den Curator des Dorpater Lehrbezirks Bradke.²⁾ Ein würdiger Greis. Er sieht aber die Dinge so an, als hätte es kein Jahr 1855 gegeben.

Den 1. Mai. Unter den Vorschlägen des Mitauschen Stadtmagistrats, betreffend die Veranstaltungen zum Empfange des Kaisers, befand sich unter anderen folgender: „Eine Ehrenwache aus Bürgern, im Frack, nebst Degen, wird die Posten in den inneren Gemächern beziehen. Damit wird ein Vocal-Quartett verbunden, um Lieder zu singen beim Schlafengehen und beim Erwachen Seiner Majestät“.

Den 9. Mai. Bei mir herrscht die größte Verwirrung. Ich muß meine Wohnung räumen, da der Kaiser in derselben absteigen wird. Außerdem müssen viele andere Wohnungen für die Suite vorbereitet und mit der nöthigen inneren Einrichtung versehen werden. Gerngroß schreibt mir, der Minister des Innern verlange Aufklärungen über den Theil meines Berichtes, der von den Rascolnikern (Aitgläubigen) handelt. Mir aber scheint es, daß ich das, was ich ausdrücken wollte, klar genug ausgedrückt habe.

Dubbeln, den 20. Juli. Eine große Lücke in meinen Aufzeichnungen. Keine Ereignisse. Ich bin zu faul zum Denken. Ich lebe hier, Gott sei Dank, ein ruhiges Leben im Wasser, im Sande und in der Sonne.

Ich sagte eben es gebe keine Ereignisse — und dennoch hat sich etwas sehr Wichtiges ereignet. Das russische Volk ist von dem Allerhöchsten Arrest befreit worden, welchen Kaiser Nikolaus in Hinsicht der Auslandsreisen auf dasselbe gelegt hatte. Meiner Meinung nach ist das die größte That, welche unser gegenwärtiger Kaiser Alexander Nikolajewitsch seit seiner Thronbesteigung vollbracht hat.

¹⁾ Louis duc de St. Simon, geb. 1675, gest. 1755, der Verfasser der berühmten freimüthigen Memoiren über die Zeit Ludwigs XIV.

²⁾ Georg v. Bradke, geb. 1796 auf Desel, Senateur, Curator des Dorpater Lehrbezirks 1854—1862, † 3. April 1862 zu Dorpat.

Im Juni war Fürst Wjasemsky (P. A.)¹⁾ acht Tage lang in Mitau unser Gast. Er theilte mir über die Erziehung des jetzigen Thronfolgers Nikolai Alexandrowitsch viel Tröstliches mit. Zum Erzieher soll W. P. Titow ernannt werden; man plant den Besuch einer Universität, ferner eine temporäre administrative Anstellung, z. B. als Generalgouverneur u. a. m.

Mitau, den 31. Aug. Fürst Suworow spricht wieder davon, den Dienst zu verlassen, weil man, bei Gelegenheit der Krönung, den Fürsten Barjatinsky, Suworow übergehend, zum vollen General avanciren zu lassen beabsichtigt. Der Prikas ist nunmehr erschienen. Barjatinsky ist wirklich avancirt, Suworow nicht. Wollen wir sehen, was geschehen wird; meines Erachtens außer hitzigen Declamationen — nichts.

Den 5. Sept. In diesen Tagen erhielten wir das Krönungs-Manifest. Der allgemeine Eindruck davon ist ein sehr günstiger. Es enthält wirklich viel Gutes. Zu bedauern bleibt nur, daß die Gnadensbeweise, welche sich auf die polnischen politischen Verbrecher beziehen, in sehr unbestimmten Worten ausgedrückt sind. Schade ist es auch, daß der Anfang des Manifestes schwach geschrieben ist.

Gestern langte aus Moskau der Senatsukas, betreffend die Aufhebung der Steuern auf Ausland-Pässe an. Wieder einen Schritt vorwärts. Es ist bemerkenswerth, daß die besten und wichtigsten Regierungsmaßregeln des Kaisers Alexander Nikolajewitsch bis jetzt nur in der Aufhebung der während der vorhergegangenen Regierung erlassenen Gesetzesbestimmungen bestanden haben.

- 1) Aufhebung des Gesetzes, welches die Zahl der Studirenden an den Universitäten beschränkte.
- 2) Aufhebung der zwangsweisen Abgabe von Kinder rangloser und dem Gelehrtenstande angehörenden Personen unter's Militär.
- 3) Aufhebung des auf ganz Rußland gelegten Arrestes hinsichtlich der Ausland-Reisen.
- 4) Aufhebung der Steuern auf Ausland-Pässe.
- 5) Aufhebung der lästigen Gesetzesbestimmungen, betreffend den Dienst der Eingeborenen der westlichen Gouvernements.

¹⁾ Fürst P. A. Wjasemsky, geb. 1792 † 1878, Dichter und Staatsmann, wurde 1855 Gehülfe des Ministers der Volksaufklärung und revidirte als solcher 1857 die baltischen Gymnasien und Schulen.

- 6) Aufhebung der lästigen und harten Bestimmungen, welche sich auf die jüdischen Rekruten bezogen.
- 7) Aufhebung eines Theiles der, auf die Kantonnisten bezüglichen Verordnungen.
- 8) Aufhebung der ausschließlichen Anstellung von Militär-Personen als Erzieher in einigen Lehranstalten.

Hinzufügen kann man noch die Aufhebung der fünften Abtheilung der Eignen Kanzlei Sr. Majestät, welche in den nächsten Tagen veröffentlicht werden wird. Das sind schon einige Paragraphen meiner Schrift „Gedanken eines Russen“, welche ich in derselben fortgelassen hätte, wenn ich sie in der zweiten Hälfte dieses Jahres, nicht aber schon 1855 verfaßt hätte.

Den 5. Nov. Fürst Suworow war kürzlich dreimal hier, um von den Truppen des sich verflüchtigenen Baltischen Corps Abschied zu nehmen. Er zeigte mir einen Brief, den er an den Fürsten Dolgorukoff nach Moskau gerichtet — „um die Erlaubniß zur Einreichung seines Abschiedsgefuches von Sr. Majestät zu erbitten“. Der Brief ist verwirrt, unwahrscheinlich und enthält allerhand Unsinn. „Notre auguste maître“ und „mon auguste maître“ kommen auf jeder Seite mehrere Mal vor. Der Ton ist im Allgemeinen ein sehr knechtischer, die ausgesprochenen Präntensionen aber das gerade Gegentheil davon. Sehr naiv drückt der Schreiber die Kränkung aus, welche ihm durch die Ernennung des Fürsten Barjatinsky zum Statthalter des Kaukasus widerfahren. Z. B.: „J'ai toujours revé à l'Orient“ und weiterhin, nach Aufzählung seiner eigenen Verdienste: „On recompense l'avenir dans le prince Bariatinsky“ u. s. w. Mit einem Worte Mitleid, tiefes Mitleid, ist das einzige Gefühl, welches die Lectüre dieses Briefes erweckt.

Den 6. Nov. Die Zeit vergeht, aber die Last wird nicht leichter. Vorgestern schrieb ich an Tolstoi: ich gehe meinen Weg; auf dem Kopfe die Uniformsmütze, unter derselben eine Bleifappe.

Den 12. Nov. Mit Einführung der Eisenbahnen wäre es an der Zeit ernstliche Maßregeln zum Schutze der Bauholzwaldungen zu ergreifen. Sollte man nicht alle Holzbauten in den Städten und an den großen Landstraßen verbieten?

Den 13. Nov. Vor zehn Tagen schickte ich meinen Aufsatz „Ueber Erziehung“ nach Petersburg.

Heute erfuhr ich von Beklemischew¹⁾, daß er im vergangenen Sommer Gelegenheit gefunden, mit dem Verweser des Marine-Resorts, Admiral Wrangell, in Correspondenz zu treten und daß er durch denselben dem Großfürsten General-Admiral ein Memoire, betreffend einige zeitgemäße Fragen, unterbreitet hätte, wofür seine Kaiserliche Hoheit dem Verfasser sehr zu danken befohlen habe. In dem Memoire handelt es sich von den ständischen Lebensverhältnissen des Adels, von der Leibeigenschaft und von der Reformirung der Administration. Beklemischew versprach mir seine Arbeit mitzutheilen. Den Autor charakterisirt Folgendes: er hat seine Schrift abgesandt, ohne sie vorher durchgelesen zu haben, weil er, wie er sagt, nicht im Stande sei etwas umzuarbeiten, sein Brouillon hat er erst nach Versiegelung des Couverts mit der Reinschrift durchgelesen. Ein unzuverlässiges System.

Den 22. Nov. Kurz vor Eröffnung des Livländischen Landtages ist der Landmarschall Stein²⁾ gestorben. Auf seiner Beerdigung hat Walter am Sarge eine Rede gehalten, welche, wie Rudnicki schreibt, Folgendes enthielt: „Nicht das Interesse, welches ich für Stein hatte, vermochte es, daß ich gekommen bin, obgleich krank. Nein, ich that es weil die Ritterschaft verlangte, daß ich kommen sollte, um dem Dahingeshiedenen das Geleit zu geben und an seinem Sarge zu sprechen. Dem Redner, der von der Kanzel gesprochen hat, habe ich es zu verdanken, daß ich über den Dahingeshiedenen nichts hinzuzufügen habe. Er hat den Gegenstand erschöpfend besprochen, daher werde ich einen anderen Punkt berühren. Die Ritterschaft wollte, daß ich reden sollte, so mag sie hören! Der Dahingeshiedene war kein Partei-Mann, daher konnte er nicht so gefeiert werden, wie die Partei-Männer es werden müßten. Er war aber auch nicht der Mann, der jetzt die schwebenden Fragen zur Lösung hätte bringen können, gerade weil er keiner Partei angehörte. Daher, Ritterschaft, mußt Du Dir einen Landmarschall aus einer Partei wählen, — damit diese Fragen zur Lösung

1) Beklemischew war von 1853—1857 kurländischer Vicegouverneur.

2) Christian Carl v. Stein, geb. zu Ulpisch 1806, studirte in Dorpat 1824—1827 Jurisprudenz und Philosophie, war in Petersburg Lehrer im Hause des Grafen Schuwalow und in Moskau beim Fürsten Dolgoruki, weilte als Mentor des jungen Fürsten Dolgoruki 1844—1847 in Dorpat und begleitete diesen auf seinen Reisen im Auslande. 1849 kaufte er das Gut Judasch in Livland, wurde 1850 Kreisdeputirter, 1854 livländischer Landmarschall und † während des Landtages am 15. November 1856.

kommen. Es ist eine Schmach, daß das, was Ihr schön und edel fandet, Ihr gleich darauf für schändlich hieltet, daß die Leute, die Ihr aus den Nermern aus Eurer Mitte gewählt, bei Euch keine Anerkennung gefunden. Es sind drei Männer gewesen, die Ihr gewählt und die das Beste wollten. Diese sind im Grabe. Ein Holken, ein Fölkerjahm und ein Stein sind es gewesen. Keiner von ihnen ist von Euch nach Verdienst gewürdigt worden. Ich ermahne Euch, beim Grabe dieses Mannes, besinnt Euch, wählt keinen Sprecher ohne Lehre, keinen, der weder Kenntniß der Geschichte, noch Kraft und Muth besitzt. Vereint Euch, um einen edlen Charakter zu wählen, vereint Euch, um das Gute und Edle zu wollen! Seid einig, seid einander nicht Feinde, denn Eure Uneinigkeit ist schmachvoll, Euer Krieg ist ein Bruderkrieg, ein Brudermord!

Ich bin krank, ich wollte und konnte nicht reden, die Kanzel habe ich einem Anderen überlassen müssen. Aber Ihr wolltet, daß ich an Sarge reden sollte. Da habt Ihr meine Rede, da habt Ihr meinen Nachruf dem Verbliebenen. Bauet Stein ein Denkmal einig — seiend, und das Edle und Gute, welches Holken und Fölkerjahm und andre Leute ihres Schlages gewollt, — fördernd und beherzigend!“¹⁾

Beim Verlassen der Kirche sagte Fürst Suworow über diese Rede: „Das war nicht die Rede eines Pastors, sondern die eines betrunkenen Mönches.“ Zwei Tage später hielt Walter die Landtagsrede — in einem anderen aber durchaus nicht entgegengesetztem Tone — und Alle waren sehr zufrieden.

Den 27. Nov. Die sogenannte „politische Freiheit“ ist unmöglich — ohne den Mittelstand.

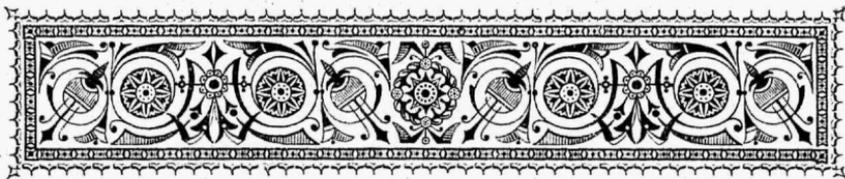
Den 3. Dec. Ich las einen Theil der Beklemischewschen Arbeit; die Auslegungen darin sind sehr geschickt, in den Voraussetzungen aber documentirt sich eine große Unreife.

Den 7. Dec. Bei uns versichern die Einen, daß die Grundlagen der russischen Landgemeinde (община) in der Zusammensetzung und den Eigenschaften des russischen Verstandes liegen (Herr Belsjajew in der „Russkaja Bessjeda“). Andre behaupten, das System der Majorate sei unsern Sitten zuwider. Welches System? Wodurch wird bewiesen, daß ein jedes System

¹⁾ Nach dem hier Berichteten begreift man die Unzufriedenheit, welche diese Rede bei einem großen Theile des Adels erregte. Vgl. Walters Leben S. 308.

unsern Sitten widerspricht? Ist das werthvollste uns von den Vätern überkommene Heiligthum nicht gerade das Majorat? Ist der Bauerhof (усадебa) nicht ein Majorat? Und kann man bei uns überhaupt von volksthümlichen Institutionen im weiteren Sinne reden? Wir besitzen nichts volksthümliches, mit Ausnahme des Glaubens, der Liebe zu Rußland, der Treuunterthänigkeit und der einfachen Volksjitte. Das sind aber keine Formen staatsbürgerlicher Institutionen. (Schluß folgt.)





Briefe der Baroneſſe Edith v. Rahden an G. Berkholz aus Italien und Deutschland.

In der Charakteristik Fräulein Edith Rahdens, die ich auf Grund ihrer Correspondenz mit Zuri Samarin früher entworfen habe,¹⁾ ist von mir auf den Briefwechsel, welchen sie mit Georg Berkholz geführt, als eine der reichsten und reinsten Quellen für die Kenntniß ihres innern Lebens und ihres wahren Wesens hingewiesen worden. Jetzt ist es mir vergönnt, einige dieser Briefe den Lesern der „Baltischen Monatschrift“ mitzutheilen. Ich habe zunächst diejenigen zur Veröffentlichung gewählt, in denen Fräulein v. Rahden ihre Eindrücke und Beobachtungen in Italien, dem Lande, nach welchem sich ihre Seele schon lange gesehnt, ausspricht; ihre Begeisterung und ihre Freude an den herrlichen Ueberresten der Vergangenheit, offenbaren sich darin ebenso lebendig, wie ihr warmes Gefühl für die Schönheit der Natur. Daran schließen sich Briefe, die den Eindruck wieder spiegeln, welchen hervorragende Männer der Wissenschaft in Deutschland auf die Schreiberin gemacht, die von bedeutenden Zeitereignissen berichten, Reiseerlebnisse und Reiseeindrücke schildern. Reisebilder und Reiseschilderungen aus Italien giebt es im Ueberfluß, darunter nicht wenige vortreffliche Schriften, wie z. B. das geist- und lebensvolle, wenn auch einseitige Buch von B. Hahn und es könnte daher Manchem recht überflüssig erscheinen, die vor bald 40 Jahren geschriebenen Briefe einer Dame jetzt noch zu veröffentlichen. Allein ich bin überzeugt, daß Edith v. Rahdens Briefe einen Platz neben dem Besten, was über Italien veröffentlicht worden ist, durch ihre Gedankentiefe mit Ehren behaupten können und werden. Ueberall tritt uns in ihnen die edle

¹⁾ „Balt. Mon.“, Bd. 40. (1893) pag. 368 ff.

Persönlichkeit derjenigen, die sie geschrieben, unverhüllt entgegen; die Empfindungen und Gedanken dieser starken und tiefen und doch stets echt weiblichen Natur, kommen überall zu vollem Ausdruck. Ob sie sich in die Herrlichkeit der ewigen Roma versenkt, den Zauber südlicher Natur auf sich wirken läßt, ob sie bewundernd den Auseinandersetzungen eines berühmten Gelehrten lauscht, oder sich im Innersten zu der einfachen Frömmigkeit eines Waldenserpredigers oder zu der ernstn Weltentfagung eines katholischen Ordensgeistlichen hingezogen fühlt — immer thut es Edith Rahden mit ganzer Seele. Die Ursprünglichkeit und Originalität ihres Wesens verleiht Allem, was sie sagt, ein eigenartiges Gepräge. Ihre feine Bildung, der Umfang ihrer geistigen Interessen, ihr idealer Sinn, ihre scharfe und klare Auffassung und Beurtheilung von Menschen und Verhältnissen sind gleich bewundernswürdig. Und welche Fülle und Kraft des Ausdrucks, welche Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung, welche Herrschaft über die Sprache zeigen diese Briefe! Die deutsche Literatur kennt mehr als eine ausgezeichnete Brieffschreiberin, zu den hervorragendsten gesellt sich Edith v. Rahden. Auch da, wo man ihr nicht zustimmen kann, wo sie sich in politischen Dingen geirrt hat, wie in der zu günstigen Meinung von der Zukunft der Orleans, folgt man doch mit Interesse ihren immer geistreichen Ausführungen.

Georg Berkholz's Briefe und Antworten sind leider verloren gegangen. Aber aus dem Tone, in welchem sie zu ihm spricht, aus der freiwilligen Unterordnung ihres Urtheils unter das seinige in vielen Fällen, aus dem so häufig ausgesprochenen Verlangen nach einem Wort und Lebenszeichen von ihm, erkennt man deutlich, welchen Werth Fräulein v. Rahden auf seine Freundschaft, auf den Gedankenaustausch mit ihm legte; geistige Anregung, wie er sie ihr bot, und volles Verständniß für alle Seiten ihres inneren Lebens, wie bei ihm, fand sie bei keinem Anderen.

Die Briefe gelangen ohne jede Veränderung hier zum Abdruck; nur einige wenige Bemerkungen über noch lebende Personen sind, weil sie verletzen könnten, fortgelassen worden, ebenso ein paar rein geschäftliche Mittheilungen und Aufträge. Fräulein Rahden macht die hier geschilderten Reisen im Gefolge der Großfürstin Helena Pawlowna und Berkholz hatte als Bibliothekar der Großfürstin dieselbe mit den neuen Erscheinungen der russischen Literatur zu versorgen und regelmäßige Berichte über literarische und sonstige Ereignisse in Petersburg einzufenden. Darauf beziehen sich manche Aeußerungen Fräulein Rahden's.

Wenn die Briefe, woran ich nicht zweifle, im Leserkreise der „Baltischen Monatschrift“ Anklang finden, wird ihnen vielleicht eine weitere Reihe folgen. Doch nun genug der einleitenden Worte, die geist- und gedankenreichen Briefe sollen jetzt selbst zu den Lesern sprechen.

H. D.

I.

Nizza, 7. (19.) Nov. 56.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und angenehme Sendung. Bücher und Zeitungen trafen rechtzeitig ein, Alles geht nach Wunsch in diesem gelobten Lande der Schönheit, und die lieben Freundesworte aus dem fernen Norden klingen harmonisch mit ein in dem vollen Accord, der Geist und Herz erfüllt. Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, wie herrlich Italien ist — lachen Sie mich auch aus im Augenblick selbst, so fühlen Sie doch mit, und da ich hier wenig mittheilfam sein kann, was meinen inneren Jubel anbetrifft, so müssen Sie den vollen Ausdruck desselben hinnehmen. Dem Baron N. ist es kalt und unbequem gewesen auf der ganzen Reise und er raisonirt über jeden Kapuziner, während 24 Tagen, so lange wir im Wagen saßen, gründlich unausstehlich, bemüht sich jetzt Vorlesungen über falschen Häuserbau und unzweckmäßige Finanzmaaßregeln in Sardinien zu halten, und diese undankbare Beschäftigung kalmirt ihn; Fr. Euler ist leider so schnell müde und dabei doch so schulpflichtig wißbegierig, daß sie immer begehrt von Erschaffung der Welt an die Geschichte aller Dinge zu erlernen — diese Gründlichkeit paßt nicht mehr zu meinen italienischen Empfindungen! Den Doctor¹⁾ allein wähle ich mir zum Compagnon, — er schreitet wacker neben mir her, hat Abends vorher viel studirt, belehrt mich beiläufig, spricht aber immerfort und läßt mir alle Muße zu phantastischen Irrfahrten. Gestern morgen sind wir drei volle Stunden lang herumgewandert, am Gestade des tiefblauen Meeres hinab, den Felsen hinauf zwischen Hecken von Kaktus und Aloe, durch Gärten, wo prächtige blüthenreiche Rosenranken bis in die Wipfel dunkler Cypressen ragten, wo im glänzenden Laub die Goldorangen glühten, wo Lorbeerbäume die mächtigen Kronen unter ewig heiterem Himmel wölbten und einsame Palmen im Sonnenschein die schwanken Zweige wiegten.

¹⁾ Dr. Hector v. Arneht, der Leibarzt der Großfürstin, Bruder des österreichischen Geschichtschreibers Alfred v. Arneht.

Und das Alles ist ja wahr, und ich stehe mitten unter diesen lang geträumten Herrlichkeiten! Wenn ich mich früh Morgens an mein Fenster stelle, liegt ein entzückendes Panorama vor mir — Berge, von denen herab dräuernd alte Schlösser schauen, liebliche, von Gärten umschlossene Villen, und das Meer und der Himmel und der Duft von tausend Blumen — vor Allem aber dieses unbeschreibliche Gefühl der Schönheit, das wie ein Sonnenaufgang alle Nebel der Seele durchbricht, um Licht und Wärme in ihr zu verbreiten. Auf der Reise schon habe ich viel Genuß gehabt: in Mailand besonders, wo ich stundenlang im Dom weilte und von Leonardos Abendmahl mich nicht losreißen konnte, senkten sich manche unvergeßliche Momente in mein Heiligthum der Erinnerung. Zum Entsetzen des Barons habe ich meinen Entschluß kundgethan, um Italien recht zu verstehen, mich ganz mit dem Geist und Charakter des Landes zu identificiren; die katholische Kirche und die heimischen Lustbarkeiten finden höchste Anerkennung in meinen Augen — erschrocken blickt er mich oft darüber an; wenn ich dagegen die Gewaltthaten des Mittelalters preise, lächelt er mir wohl nur seine Approbation so vornehmer Liebhabereien zu. Der Frau Großfürstin geht es leidlich; auch sie freut sich an der zauberischen Umgebung. Nächstens machen wir zu Gsel eine Partie nach einem wunderbar gelegenen Kloster, auf der steilsten Höhe des Nizza rings umgebenden Bergrückens, von da Oben will ich hinüberblicken nach der ewigen Stadt, zu welcher eine ahnende Sehnsucht mich treibt. Denken Sie sich, daß Alphonse Karr¹⁾ unser Hausgärtner ist! Er füllt die Zimmer der Frau Großfürstin mit Massen von Blumen an, und treibt jetzt Gärtnerei als Broderwerb, seit ihn das väterliche Regiment daheim, seiner ungezogenen Einfälle halber, zur Thür hinausgeworfen hat. Noch habe ich nicht seine Bekanntschaft gemacht, will aber nächstens es versuchen. Garibaldis Kinder sind hier — er selbst ist Capitain eines Kauffahrteischiffes —, ich höre Großes von diesem antiken Charakter erzählen. In Genua habe ich die Bekanntschaft eines Dr. Rapetti gemacht, der früher Arzt an Bord eines königlich-sardinischen, der Großfürstin Helene einst zur Verfügung gestellten Dampfschiffes, später in Venedig den Oesterreichern manchen Streich gespielt und gar im J. 1849 mit genauer Noth dem ihm freundlich zugebadchten Strich

¹⁾ Alphonse Karr, geb. 1808, Romanschriftsteller und Redacteur des Figaro in den 40er Jahren, auch Satiriker in der Monatschrift les Guêpes und in anderen Schriften besonders gegen die katholische Kirche, lebte seit 1856 in Nizza als Blumenzüchter und ist vor nicht langer Zeit erst gestorben.

entgangen ist. Sie können sich denken, wie wohlwollend wir Beide der perfiden Austria gedachten! Tausend Grüsse von uns Allen — die Frau Großfürstin dankt für Ihre guten Wünsche. Schreiben Sie oft, viel und ausführlich, Sie interessiren Alle und erfreuen mich auch dabei. Kavelin einen schönen Gruß, Hr. v. Brevern¹⁾ einen sehr herzlichen: auch er begreift meinen italienischen Enthusiasmus sicher. Sonderbar, oder vielleicht ganz natürlich bei meinem Wesen, kömmt es mir in Augenblicken wahren Entzückens zuweilen vor, als stünde ein dunkles Gespenst künftiger Schmerzen hinter mir und mir wird traurig, bodenlos traurig zu Muth, unter dem düsteren Schatten der Vergangenheit und Zukunft — was wollen die Nachtvögel bei Sonnenschein? Leben Sie wohl, vergessen Sie nicht Ihre eigenen Interessen zu pflegen — daß man so etwas nach Petersburg schreiben kann! — und geben Sie mir bald Nachrichten von Allem und von sich selbst.

Edith v. Rahden.

II.

Rizza, 1. (13.) Dec. 56.

Vor allen Dingen meinen herzlichsten Glückwunsch Herr Collegiensecretair! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich über diese Wendung Ihres Schicksals freue, denn nun sei es aufrichtig gesagt — wollte ich auch nichts gegen Ihren Mitauischen Plan²⁾ sagen oder thun, mußte ich im Gegentheil demselben aus trockener reiner Vernunft beistimmen, so war ich im Herzen die ärgste Feindin Ihres Vorsages, und instinktiv verwarf ich ihn beständig in meinen Gedanken. Ein häßliches Wort, Instinkt! herabwürdigend einerseits, andererseits für uns Frauen ganz geschaffen, als die Bezeichnung jenes ahnungsvollen, unbewußten Erkenntnißvermögens, welches unbeirrt von fremden oder eigenen Vorstellungen, das Richtige herausfühlt. O Gott! wie komme ich zu deutschen, unnützen Digressionen! Die Sonne scheint hell und warm in mein Zimmer; Alph. Karr hat mir eine Masse Rosen und Veilchen geschickt, die ihren sanften Duft um mich

¹⁾ Georg von Brevern, der bekannte livländische Geschichtsforscher, einst estländischer Ritterschaftssecretär, dann Secretär und Mitglied des Reichsraths in Petersburg, geb. 1807, † 1892.

²⁾ G. Bertholz hatte die ernstliche Absicht, sich um die durch den Tod G. A. Pfingstens († 20. September 1856) erledigte Stelle eines Oberlehrers der deutschen Sprache am Gymnasium in Mitau zu bewerben.

her verbreiten, eben habe ich Ugo Toscolo¹⁾ in seiner göttlich harmonischen Sprache gelesen — ich lerne fleißig italienisch — Dante liegt auf meinem Tische und ich sehe sehnsüchtig nach dem noch verschlossenen Schatze. Alles, was mich umgiebt, ist so schön, Meer, Himmel, Vegetation, daß man meint, die Seele müsse Schritt halten mit der Natur und ebenso licht, ebenso rein werden. O Gott! wenn dem so wäre! Wir leben ziemlich still, Abends braucht die Frau Großfürstin meine Stimme zum Vorlesen, über Tag gehen wir viel spazieren, schreiben, lesen, machen oder empfangen Besuche; einige höchst interessante Menschen giebt es hier und ich freue mich an ihnen: Prosper Mérimée unter Anderen. Es waltet ein Glückstern über mir in dieser Hinsicht, — ich treffe auf die angenehmste Weise mit den Leuten zusammen und hier, wo Niemand Geschäften nachgeht, hat man Muße zur Unterhaltung. So habe ich bei einem Diner bei der Marquise Ely Sir George Brown, den General aus der Krim, Mérimée und die berühmte Sängerin Cruweli — Baronin Wigier — kennen gelernt. Mérimée²⁾ ist voll Geist und Gelehrsamkeit — kaufmännisch wie Wenige, bewandert in unserer Litteratur und sonderbarer Weise ein Gegner von Gogol, den er übersetzt hat. Wenn ich Ihnen sagen soll, welche Persönlichkeit von Allen, die ich sehe, mich am Meisten anspricht, so ist es die des evangelischen Predigers, Léon Meatte; denken Sie sich die ungebrochene, unkräftige Energie eines Mannes aus dem Volke — er ist bis zum 18. Jahre Maurergeselle gewesen — mit ungewöhnlicher Intelligenz und einer glänzenden Rednergabe gepaart: das Harte im Ausdruck — denn sein Aeußeres ist hart und häßlich — oft durch den reinsten Strahl inniger Güte gemildert, — und einen Adel des Gedankens und der Sprache, wie ich ihn nur bei Pastor Walter gefunden habe. Die Waldenser Kirche bildet einen Lieblingsgegenstand meiner Nachforschungen, — o Gott! wie viel werde ich Ihnen zu erzählen haben! Reiche, unerschöpfliche Quellen verschiedenartigsten Gehalts, strömen mir von allen Seiten zu: Eindrücke,

1) Ugo Toscolo, geb. 1777 auf Zante † 1827 in London. Die *Ultime lettere di Jacopo Ortis* 1802, eine Nachahmung des Götheschen Werthers mit Hinzufügung politisch-patriotischer Elemente sind sein berühmtestes Werk.

2) Prosper Mérimée, geb. 1803 † 1873 in Cannes, 1831 Inspector der historischen Denkmäler in Frankreich, ist viel mehr durch seine historischen Romane und seine Novellen, als durch seine wissenschaftlichen Schriften bekannt. Von seinen Novellen sind *Colomba* und *Lokis* auch mehrfach in's Deutsche übersetzt worden. Nach seinem Tode erschienen die höchst interessanten und geistreichen *Lettres à une inconnue* 1873.

Gedanken, Empfindungen wechseln in meiner Seele: was mir fehlt ist eine hülfreiche Hand, die ordnend, rathend, leitend bei der Verarbeitung der Materialien, thätig wäre. Mit dem Baron M. kann ich ab und zu Gegenstände berühren, die mich interessiren und seinen kenntnißreichen Rath benutzen — sonst heißt es bei uns zu Hause: stille schweigen und sich genügen lassen, — und bei Anderen: aufnehmen oder geben, nie durchsprechen, nie auf den innersten Kern einer Sache zurückgehen. — Die Frau Großfürstin ist mir ein freundliches Auditorium in vielen Dingen, wofür ich herzlich dankbar bin. I. K. Hoheit trägt mir auf Ihnen zu sagen, sie freue sich jetzt einen Tschinownik mehr in ihrem Dienste zu haben und Sie sollten sich unnütze Gedanken aus dem Kopf schlagen. Ja, ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß die Frau Großfürstin ganz rücksichtslos ausgerufen hat, als ich ihr Ihre Bedenken vortrug: „Welch ein Unsinn! — In meinen Augen ist der Ausdruck das schmeichelhafteste Zeugniß. — Wenn Sie meinen, Friede herrsche in unseren Hallen, so irren Sie sehr; eine finstere Fehde zwischen Fr. — und — ist endlich zum Ausbruch gekommen und da ich leider genöthigt bin daran Theil zu nehmen, giebt es für den Augenblick zwischen uns ein gespanntes Verhältniß, sehr wider meinen Willen. Die Mutter des Doctors Arneth¹⁾ ist angekommen und bringt den Winter in Nizza zu — ich denke in diesen Tagen mache ich ihre Bekanntschaft. Alles grüßt Sie und denkt freundlichst an Sie. Bestellen Sie Ihrerseits meine Grüße an Herrn von Brevern — wird er mir garnicht schreiben? — an Alle die meiner gedenken, ich gebe Ihnen carte blanche. Leben Sie wohl, ich schreibe Ihnen gern und werde es oft thun; Ihre Petersburger Nachrichten interessiren die Frau Großfürstin sehr — werden Sie nicht müde an die Abwesenden zu denken, und, wenn Sie können, lassen Sie von sich hören. E. Nahden.

III.

Nizza, 31. Dec. 56.

— — — — Hell scheint die warme Sonne durch mein offenes Fenster; immer dieselbe, bezaubernd liebliche Herrlichkeit! Es scheint als wolle sich schon Frühlingsleben regen in allen Bäumen und Blumen; frische Knospen keimen, die Weilchen duften würziger, das Gras sieht üppiger und

¹⁾ Frau von Arneth, einst als Toni Adamberger Theodor Koerners Braut. Ueber ihren Aufenthalt in Nizza und ihre Bekanntschaft mit der Großfürstin vergl. N. v. Arneth „Aus meinem Leben“ II, 55, 51, 1893.

grüner aus — Leben und Naturkraft überall, nur in den Menschen nicht! Sehen Sie, wenn man nicht rückhaltslos, gedankenlos, möchte ich sagen, sich dem Genuße der Schönheit überläßt, so wird man sehr traurig ob dem gänzlichen Verfall des Geistes in diesen gesegneten Landen. Mir ist ein solcher Zustand der Demoralisation nicht möglich erschienen von ferne. In Piemont allein regt sich Etwas, das wie bürgerlicher Sinn aussieht und moralischer Muth. In Piemont ist ein gewisser Freiheitsbegriff möglich, ja ich glaube, die Wurzeln stecken schon tiefer im Volke als man glaubt, — aber wie sind sie überwuchert von leeren Declamationen, Advocatenpfeifen, unsittlicher Wirthschaft! Die Verwaltung soll recht ordentlich sein, im Vergleich zum übrigen Italien merkwürdig ehrlich. Advocaten nehmen nach und nach in Nord-Italien die Stelle und den Einfluß der Priester ein — glücklich und erhebend ist freilich der Wechsel kaum, aber er hat seinen Vortheil, denn er treibt wenigstens aus der krassen Unwissenheit, aus dem empörenden Sclavenjoch der Finsterniß heraus, und bahnt einen Weg zur Entwicklung des Individuums an. Wann der Tag kommen wird, wo wirklich diese Unbahnung, sich durch all' den Schutt und Schmutz, den sie mit sich bringt, an's Licht kämpft — das wissen die Götter! — In Rom und Neapel versinkt täglich das menschliche Geschlecht in größere Erniedrigung. Was denkt, verachtet die Regierung, die Repräsentanten der Kirche, häumt sich im Geiste unter ihrem Joch — und meint in der Bitterkeit seines Herzens, die Fremdenherrschaft sei eben die einzig mögliche in Italien. — Nicht hundert Wohlgesinnte könnten eine Stunde sich in Italien zusammen thun zu gemeinsamem Handeln. Dieser herrliche Baum scheint erschöpft und treibt nur noch taube Blüthen, trägt keine Früchte mehr. Kommt vielleicht wieder ein Mal ein Hohenstaufe über die Alpen und regenerirt edles Germanenthum die versunkene Größe Roms? — Wo sind die Zeiten, da solches thunlich war! Man möchte in die Vergangenheit sich versenken, nichts von der Gegenwart hören und noch weniger an die Zukunft denken — in Italien. Bei uns ist es anders. —

IV.

Nizza, 1. (13.) Febr. 57.

Unsere Briefe kreuzen sich; in diesem Augenblick haben Sie sicher meine letzte finstere Epistel in Händen und wundern sich über den mißvergnügten Ton derselben; ich meinerseits lese Ihre freundlichen Zeilen und schüttle auch den Kopf zu den Endworten, die mich traurig lächelnd anblicken. Fast

ſcheint es, als halte es das Leben anders wie die Künſtler, mit dem Aufſtellen der bunten Bilder, die eine Gallerie ausmachen — gilt es ein Meiſterwerk vortheilhaft zu zeigen, oder nur hübsche Skizzen im beſten Lichte zu produciren, ſo wählt der echte Künſtler einen matt grünen, zuweilen auch einen prächtig rothen Fond; wie heben ſich da Farben und Zeichnung! Im Leben geht es anders: die ganze lange, mannigfaltige Gallerie ruht auf ſchwarzem Grunde . . . wie ſoll da das Colorit der Bilder nicht grau dünken!? Ich habe Ihnen oft bei Sonnenschein geſchrieben; an dieſem Tage ſchaut der volle blaſſe Mond durch mein Fenſter: ſilbern leuchtet das Meer im Hintergrunde — Alles iſt ganz ſtill und die Gedanken ſollten auch ſtill und mild werden bei ſolcher Beleuchtung. Das äußere Licht thut's nicht: ich will den ewigen Glanz geiſtiger Geſtirne über mir aufgehen laſſen, da wird's in Wahrheit andächtig und feierlich in der Seele und ganz von ſelbſt ſchweigen die kleinen Tageskümmerniſſe, nach und nach auch bittere Sorgen, vor dem Lichte, das nicht auslöſcht! — Ich reiſe, ſo gut ich kann, in (Dantes) Hölle und Fegefeuer tapfer herum; oft ſtehe ich vor verſchloſſenen Thüren und horche, ob kein befreiendes Wort den Bann löſen werde — oft auch habe ich die Freude des Verſtändniſſes und leſe wieder und immer wieder die goldenen Worte. Der alte Schloſſer¹⁾ hat neun Mal die göttliche Komödie durchgeleſen, ehe er Genuß daran fand; ſehen Sie, dieſe beharrliche Ausdauer vor dem verſchloſſenen Sinne einer Größe und Schönheit an die man glaubt, — kömmt mir vor wie ein Gottesdienſt. Ich habe hier den Baron Uexküll und ſeine Frau, geb. Walter, getroffen; ſie iſt eine geſcheidte, lebenswürdige Frau, mit der ſich reden läßt. Tausend Dank für die Predigt, ich habe ſie noch nicht geleſen, ſondern ſie gleich der Uexküll gegeben. — An Rubinsſteins Muſik habe ich großen, wahren Genuß; Geiſt hat er auch . . . zur Genüge. Wir ſagen glänzenden Tagen Lebewohl: die beiden Miſſeleſſs aus Paris und Rom ſind hier geweſen; Baron Seebach iſt noch da: die Fürſtin Zuſſupoff mit ihrem Mann auch. Dieſe verſchiedenartigen Erſcheinungen brachten munteres Treiben in unſere Welt — dabei ein Wetter wie im ſchönſten Juni, wir haben ſaſt alle Tage Landpartien gemacht: heute nach Torrenta, einem Dorfe auf dem Wege nach Turin, welches ſich am Fuße des hohen Felfens, auf dem ein verfallenes Schloß liegt, — lagert —. Die Straße dahin ſoll ein Miniaturbild der Via mala ſein; auf den Höhen glänzt blendender Schnee, — unten ſprießt friſches, ūppiges Gras und alle Kinder bieten duftende Veilchen an. Links abwärts

¹⁾ F. Gh. Schloſſer, Dante-Studien, 1855.

von Torrenta, auf mächtigem Berge sehen Sie die Ueberbleibsel einer verlassenen Stadt; Wassermangel vertrieb die Einwohner und melancholisch schaut die gespenstisch-stumme Stadt ins Thal hinab. Der abgedankte Herzog von Parma, die reizend hübsche Herzogin von Manchester nebst Mann und der Br. Seebach, der thätige Diplomat, waren unsere hervorragendsten Reisegefährten: Welch sonderbare Zusammenstellung! Gute Nacht — ich schreibe Ihnen gern, also auch bald wieder. Mit herzlichster Freundschaft Ihre

E. Rahden.

6. (18.) Febr.

Eben erhalte ich Ihren sehr interessanten Brief — tausend Dank dafür. Middendorfs Netraite hatte ich längst gefürchtet. Grüßen Sie Brevern und danken Sie ihm für die schöne Sendung. Nächstens mehr und hoffentlich Heiteres.

Ihre ergebene

E. Rahden.

V.

Nizza, 10. (22.) März 57.

Ihre Briefe sehen sehr lang aus und sind doch immer zu kurz: wenn ich das letzte Blatt umwende, überzeuge ich mich mehrere Male mit der größten Genauigkeit, ob nicht durch einem Irrthum mir ein ganzer Bogen vielleicht abhanden gekommen und die erlangte Gewißheit des Gegentheils erfreut mich nicht. So sehe ich es als eine Schuld an, die Sie bis auf den letzten Heller zahlen sollen, daß Sie mir in Ihrem Briefe, erstlich eine Abhandlung über livländische Bauerverhältnisse und zweitens eine Biographie des Baron Meykuhl, vorenthalten. Beides müssen Sie nachholen — und zwar auf Höchsten Wunsch . . . machen Sie sich an's Werk! Tausend Dank für Ihre sonstigen Nachrichten; Graf Keyserlingk war oder ist in Petersburg; könnte er nicht etwas den antiliberalen nachbarlichen Bestrebungen die Stange halten? O Kreuzzeitung! kleine, aber mächtige Partei, was richtest du an! Der kunstliebende König von Preußen benützt mit dem eifrigsten Empressement die, jedem Menschen, wie man behauptet angeborenen, geschwisterlichen Gefühle, und entschlüpft unter dem Panier der Bruderliebe seiner sandigen Hauptstadt, seinen langweiligen Kammern und seinen bußepredigenden Pastoren. Er geht nach Rom um die Kaiserin zu sehen! Die Kaiserin zieht ihrerseits mit ihren Kindern und ihrem jetzt hier anwesenden Bruder, Prinz Karl, nach der ewigen Stadt. Wie auffallend ist in unserer

Zeit das kleinliche Zusammenschrumpfen der Liebe zur Kunst und Wissenschaft, in bloße Neugierde? Sonst erfassen große Seelen mit flammender Sehnsucht ein mächtiges Ideal, und die Hingebung eines ganzen Lebens, das Opfer aller weltlichen Güter, war kein zu hoher Preis für das Erlangen des köstlichen Schazes, welcher dem Geiste das langgehegte Ideal verwirklichte. In unseren Tagen giebt es Eisenbahnen und reducirte Statuetten; da geht denn jeder Spießbürger ein Mal im Leben wenigstens, nach Rom um sich da in der hübschen Gegend umzusehen, oder kauft seiner klimpernden Tochter einen Gyps-Apollo von Belvedere — und man hat das Alles um ein paar Silbergroshen! Welcher Fortschritt der Civilisation! Bald wird vielleicht der Staat umsonst Modelle des St. Peter oder der Markuskirche der strebenden Schuljugend zur Förderung des billigen Kunstsinnes auf öffentlichen Plätzen anbieten lassen, nebst einer praktisch populären Anweisung, dergleichen Monumente möglichst rasch und wohlfeil herzustellen. . . Und unterdessen ist das Ideal mit gebrochenen Flügeln nach der himmlischen Heimath zurückgekehrt. . . Kaufen läßt sich das Göttliche nicht — es muß darum gearbeitet, gelitten und geblutet werden — wer thäte das heut zu Tage für ein Ideal, das nicht rentirt! Wenn ich so fortfahre in meinen Betrachtungen, finden Sie am Ende meinen Brief viel zu lang, denn freilich könnte ich Ihnen Anderes und Besseres aus Italien schreiben. Wir sind mitten in der vollen Entfaltung des Frühlings — und zwar seit acht Tagen auf eine ganz sonderbare, mir sehr reizende Weise. Der Himmel hängt voll schwerer Wolken, die Luft ist weich und warm wie bei uns Abends nach den heißesten Julitagen. — Der Scirocco weht täglich mehrere Stunden lang, schwer und wild durch das Thal, — ab und zu zerreißt der graue Schleier am Horizont und strahlend in ewiger Pracht, wirft die Sonne einen brennenden Blick auf die sehnsüchtige Erde, die ihr entgegenblüht aus tausend Blüthen und frischen Blättern. An einem solchen Tage fuhren wir neulich, nachdem wir lange am Ufer des Meeres geseßen hatten, auf der Straße nach Genua weit hinaus. Wir waren à quatre: Frä. Euler, Dr. Horrowig¹⁾, Rubinstein und ich. In wunderbarer Abwechslung sahen wir bald tiefe Thäler zwischen hohen, schroffen Felsen, blühende Abhänge, finstere Cypressenalleen und rosenrothe Wäldchen von Pflirsich- und Mandelbäumen, — bald frühlinggrüne, frische Trauerweiden auf weichenduftender Wiese, und immer wieder das lichtblaue, mächtig schwellende Meer am Horizont. So erreichten wir eine bedeutende Höhe, stiegen aus und gingen

1) Der Leibarzt des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch.

eine Weile zu Fuß. Leichte Wolken zogen zwischen den Bergen durch, zu unseren Füßen — plötzlich umging uns selbst eine derselben und löste sich in sanften Regen auf! in diesem Augenblick trat die Sonne leuchtend hervor und verklärte die Landschaft. Armselig kommen mir meine Worte vor! Wie wage ich es nur Ihnen von Dingen zu erzählen, die empfunden und geschaut werden müssen. Wir setzten uns auf Felsenblöcke an dem jähen Abhang der Bergstraße; zum Glück waren wir Alle in verwandter Stimmung und jeder gab dem Gefühle der lebendigen Herrlichkeit, in seinem Herzen Raum. Rubinsteine ist eine zu geniale Natur, um nicht innerlich bewegt und zu ekstatischer Anbetung hingerissen zu werden im Angesichte ewiger Schönheit; Worte gab es wenig, aber der Geist regte sich in uns, daß hin ich gewiß. Wie oft ich an Sie denke bei solchen Gelegenheiten, kann ich nicht sagen — Ihnen erzähle ich auch ganz frei, was andere Leute belachen würden und was doch das Beste in uns ist. Denken Sie und schreiben Sie an mich, — ich bitte, über Ihre eigene Person.

Edith v. Rahden.

Gagern¹⁾ brauchen wir nicht. Was Ihre Angelegenheit betrifft, so antworte ich mit dem nächsten Courier darauf — ich will das Terrain sondiren, meine aber, es wäre vielleicht besser bis zu unserer Rückkehr zu warten. Davon nächstens nach reifer Ueberlegung. — Fr. Euler grüßt herzlich.

VI.

Rom, 2. (14.) Decbr. 57.

Ich fühle mich eben recht in der Stimmung an Sie zu schreiben und finde auch glücklicherweise einen freien Moment dazu: in diesem Augenblick kehre ich von meiner Ausfahrt in Rom zurück. Mir ist so wunderbar zu Muthe als sei ich in einer anderen Welt gewesen. Sanft Peter, die Trajanssäule, Forum und Kapitol, das Kolosseum — wie ein Traum ist Alles an mir vorübergezogen — und soll ich es aussprechen — nur Eines, das Kolosseum, hat mich bis in die Grundfesten meiner Seele erschüttert. Ich fuhr mit der Großfürstin, konnte also nirgend verweilen, eigenem Willen gehorchen; — im Wagen eingeschlossen blickte ich nur vorübergehend auf die Herrlichkeit antiker Größe, aber fest steht der gewaltige Eindruck und ich bebe noch innerlich davon. Als ich zum ersten Mal die Niobiden

¹⁾ G. v. Gagern, das Leben des Generals Friedrich von Gagern. 3 Bde. 1856 und 1857. In diesem Buche finden sich interessante Mittheilungen über Rußland und den russischen Hof.

in Berlin ſah, im Gypſabguß nur, — da konnte ich mich auch nicht faſſen, vor dieſem Schickſal, vor dieſer Trauer, vor dieſer, in ihrem Untergange noch wunderherrlichen Schönheit. Dieſelbe Empfindung kam heute über mich — im St. Peter hatte ich geſtaunt und dabei reden können, — hier ſtand ich da in wortloſer Begeiſterung. O die Melancholie dieſer rieſigen, öden, ſchweigenden Ueberreſte einer untergegangenen Zeit! Mit unnachahmlichem Schwunge wölbt ſich eine Bogenreihe über die andere, bald von tiefen Riſſen durchzogen, bald in edler Vollendung, bald jäh abgeſchnitten, überwuchert von Schlingpflanzen; — die ſinkende Sonne warf einen Purpurschimmer über das Gemäuer — ernt und trauernd ſteht ein Cypreſſenwäldchen daneben — ach! und ein franzöſiſcher Soldat hält Wacht am Eingange des Koloffeums und mit goldenen Lettern, von Weitem in die Augen fallend, lehrt Sie eine Inſchrift, daß Papſt P. IX. geruht, das Koloffeum unterhalten zu laſſen! Mich traf es wie ein Schimpf, den man einem großen Todten angethan hätte! In den königlichen Mantel hehrer Vergangenheit gehüllt, ſollte von dieſer mächtigen Leiche jedes kleinliche Dazuthun der Gegenwart entfernt bleiben. Den frommen Weihedieneſt eines inneren Verſtändniſſes möge man um ihr Grab halten, aber keinen Stempel der Knechtiſchaft auf ihre ſtolze, freie, todte Stirn drücken!

3. (15.) Decbr.

Soweit kam ich geſtern; heute bin ich wieder im alten Rom geweſen, und zwar mit mehr Muße. Immer muß ich an Sie denken! Wenn menſchliche Zunge es ausſprechen könnte, wie herrlich und groß all die ſtummen Zeugen ſind! Das Forum Romanum hat das Koloffeum in meinem Herzen beinahe verdrängt. Könnte ich Sie herzaubern auf eine Stunde und mit Ihnen an dem Triumphbogen des Septimus Severus ſtehen! Sie kennen gewiß beſſer als ich die genaueſten Einzelheiten des Plaſes, Sie würden vielleicht mit der Sicherheit eines alten Römers von der Baſilica Julia nach dem Tempel des Jupiter Stator wandern, dann vor den Säulen des Graecostafis ſtehen bleiben, langſam die Via ſacra verfolgen und an dem Mamertiniſchen Gefängniſſe vorüber das Capitol beſteigen; was Sie aber nicht kennen, denn es muß gefühlt und erlebt, nicht gewußt ſein, das iſt die ſchweigende Beredſamkeit dieſer Trümmer! Ich hörte nie auf, wollte ich fortfahren, und hätte doch bei jedem Wort das lähmende Gefühl des Stammeln im Vergleich zu der glühenden Bewunderung, die wie ein Strom durch meine Seele rauſcht. Was Sie

amüſiren würde, das wären die klaſſiſchen Unterhaltungen, die bei Tiſch z. B. täglich unter uns vorkommen. Man könnte ſich in einer gelehrten Akademie glauben, dem Klange der Namen nach, die einzig und allein beſprochen werden. Denken Sie ſich den Baron von N. über St. Peter und den Vatican und die Thermen des Caracalla ein Kennerurtheil ausſprechend; dazu macht N. naive Bemerkungen über Faltenwurf, antike Auffaſſung, bedeutende Koſten und feine Arbeit der Denkmäler und Statuen; der Doctor geräth in höchſte Verlegenheit, wenn ſeine vorher traditionell begründete Bewunderung durch irgend einen Zufall nicht mit der Wirklichkeit klappt. Frä. Staal zerrt fleißig an meinen idealen Anſchauungen und weiſt oft mit merkwürdiger Geſchicklichkeit den verwundbaren Fleck auf, den ich in Bauſch und Bogen unter den weiten Falten einer allgemeinen Anſicht mitgenommen hätte. Die Fürſtin Lvoff calmirt, hört zu, dämpft mit chriſtlicher frommer ſanfter Etiquette eifrige Diſcuſſionen; endlich iſt Frä. Stubbe, ein liebenswürdiges Mädchen, das leichte künſtleriſche Element in unſerem Kreiſe. Für den Augenblick geſellt ſich noch zu uns der General Cialdini¹⁾, Adjutant des Königs von Sardinien, Ehrenritter der Frau Großfürſtin bis Civita Vecchia und jetzt Touriſt und Gaſt J. K. S. — Ich ſage nur Eines von ihm; ſein Onkel iſt gehängt worden in effigie, ſein Vater zu 20jähriger öſterreichiſcher Haft, von der er 14 Jahre getragen hat, verurtheilt geweſen, um dann halb blödsinnig entlaſſen zu werden, — ſeine Mutter iſt vor Gram geſtorben und er hat lange Jahre in Spanien gedient, bis 1848 ihn in ſein Vaterland zurückrief. Sie können ſich denken, daß ſeine Eindrückte, — er iſt zum erſten Mal hier — tief und originell ſind. — Uebermorgen geht es zum Papſt, — Cardinal Antonelli habe ich geſehen — ein feiner, geiſtreicher, heiterer, kunſtverſtändiger Mann, — maleriſch anzusehen mit ſeinem rothen Käppchen und ſeidenen Mantel. Neff²⁾ ſchwelgt hier im italieniſchen Himmel, Farbenpraecht und dolce far niente: er hat ein Atelier und malt Nymphen und Amoretten, nachdem er ſo lange an Heiligen gearbeitet hat. Der junge Grünwald iſt auch hier, — nüchtern und gediegen ſteht er ganz eſtländiſch vor Tempeln und Kirchen. Ich will Ihnen eine Sammlung von Inſchriften mitbringen — auf den Gräbern findet man gar ſchöne und ſonderbare. Geſtern in St.

1) Der ſpättere Sieger von Caſtelſtardo über Lamoricière 1860, der aber 1866 bei Cuſtozza den von ihm gehegten Erwartungen nicht entſprach.

2) Timoleon v. Neff, bekannter ruſſiſcher Maler, geb. 1805, † 1876. Vgl. über ihn Paul Falk in der Balt. Monatsſchr. Bd. 38, Heft 3.

Maria del Popolo, hart an unserem Hôtel, mußte mir der Doctor einen Grabstein nach dem anderen entziffern. Vor unseren Fenstern steht der Obelisk des Sesostris, mit den uralten Inschriften des untergegangenen Egyptens. Auf dem Piedestal an zwei Seiten sagt Augustus, der göttliche Imp. Pont. Max., er schenke diese Säule dem römischen Volke, an den beiden anderen versichert Sirtus V. Pont. Max. er habe sie purificirt dem neuen Rom geweiht. Es hat mich gefreut, daß der alte kluge Papst sich nicht gescheut hat seinen Titel mit dem des großen Heiden zu theilen. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald; in wahrer Freundschaft

Ihre ergebene E. Rahden.

Sagen Sie Frä. Euler, ich schreibe ihr morgen; tausend Grüße.

VII.

Rom, 12. April 1858.

Ich sehe nach dem Datum Ihres letzten Briefes und kann mich nicht eines schmerzlichen Gefühls erwehren — es ist der 12. December! Wie dem auch sei, ich habe Ihrer sehr viel und herzlich gedacht; überall wo mir etwas Schönes und Großes entgegentrat, war Ihr Andenken nicht ferne, und in Rom lebt man ja in einer höheren Atmosphäre des geistig und körperlich Schönen! Lassen Sie mich sogleich zu dem Auftrag übergehen, den ich für Sie habe und der ganz confidentieller Natur ist. Fühlen Sie sich geneigt — (von befähigt kann die Rede nicht sein, wir wissen, was wir davon zu halten haben!) den Geschichtsunterricht der beiden ältesten Prinzen von Leuchtenburg zu leiten, mit ihnen zu reisen und ihre Studien zu überwachen während der Reisen? Natürlich müßten Sie Alles aufgeben und sich ganz diesem neuen Berufe widmen, — es würden Ihnen aber sehr annehmbare Bedingungen gemacht werden, die auch Ihre Zukunft einigermaßen sicherstellen sollen. — Was ich Ihnen eben sage, ist bis jetzt nur ein Project in dem Kopfe der Frau Großfürstin; sie hat die beiden lebenswürdigen Prinzen viel gesehen und lieb gewonnen, und interessirt sich für ihre fernere Ausbildung. Nun sollen Sie mir sagen, ob es Ihnen angenehm wäre von Neuem eine pädagogische Laufbahn anzutreten, und dann erst will Ihre kaiserliche Hoheit über diesen ihren Plan sprechen und die nöthigen Schritte thun. Zugleich füge ich auf Befehl hinzu, daß die Frau Großfürstin glaubt in Ihrem und der Kinder Interesse zu handeln bei solchem Vorschlage, selbst aber, wie Sie wohl wissen müssen, Sie sehr ungern verlieren würde. Ich rechne auf eine baldige Antwort; noch kann

sie uns in Rom treffen, wo wir bis zum 15. Mai bleiben. Ich blättere soviel ich kann, in dem großen römischen Buche der Vergangenheit; Gregorovius, Ampère¹⁾ und Rossi²⁾ sind zuweilen meine Führer dabei; Reumont³⁾ der gelehrteste von Allen vielleicht, ist so sehr durch Courmachen und Selbstbewunderung absorbiert, daß man ihn weniger benutzen kann. Von geistlichen Herren kenne ich wenig hervorragende Persönlichkeiten, sehe sie auch eigentlich zu selten, als daß ich ein vollgültiges Urtheil über ihre Intelligenz fällen könnte. In unseren Verhältnissen und bei dem Stande moderner Bildung wird es immer schwerer, bei flüchtiger Bekanntschaft das Quantum der Geistesfähigkeiten zu schätzen: um die Tiefen zu messen, bedarf man da einiger weitgreifender Fragen, die man wie ein Senfblei in die flachen Fluthen gesellschaftlicher Unterhaltung wirft, und die allem glänzenden Schaum zum Troste bis auf den Sand gehen. Ich habe mich in dieser Art recht glücklich versehen und häufig richtige Erfahrungen gemacht, doch wie oft auch falsche! Sie sagen mir, „ich wäre nicht ohne Möglichkeit für den Katholicismus“, und ich glaube Sie haben ganz recht. Die Dinge nach allen Seiten hin beleuchten, macht stutzig, denn es gehen tiefe Risse durch alles Menschliche. Da geräth man unwillkürlich entweder in eine vage, im Aether schwimmende, poetisch-spiritualistische Anschauung, welche dem Herzen keinen Frieden geben mag, — oder man tritt in den festen, einigen Dom, der bis in den Himmel ragt und Schutz und Ruhe bietet. Ich spreche natürlich nur von den armen Geistern, die nicht umhin können zu suchen, aufrichtig zu suchen und keine Genüge an sich selbst finden, keine an dem willkürlichen Nachwerk anderer Menschen. — Sie irren umher bis Sie matt und müde werden, wenn sie nicht vorher den Muth haben einen Entschluß zu fassen, und sich mit voller Kraft, unbeirrt und rücksichtslos, in die eine dieser Richtungen zu werfen. Da gilt es aber sich nicht umsehen . . . ja, wer das könnte! Ich nicht, wenigstens noch nicht, — und daher sage ich Ihnen zum Schluß: ich habe zu viel Protestanten gesehen, ich sehe zuviel Katholiken, — und huldige ich in meinem Herzen

1) J. J. Ampère, geb. 1800, † 1864, ausgezeichnete Litterarhistoriker. Hier ist seine *Histoire romaine à Rome* 4 vols. gemeint.

2) G. B. Rossi, geb. 1822, der Erforscher und ausgezeichnetste Kenner des altchristlichen Roms, besonders der Katakomben.

3) Alfred v. Reumont, geb. 1808, einer der größten Kenner der italienischen Geschichte und Litteratur unter den Deutschen, Verfasser einer Geschichte der Stadt Rom, die 1867—1870 in 3 Bänden erschien.

dem großartigen, mächtigen Leben der Liebe, dem wunderbaren Bau der lateinischen Kirche, — noch muß ich zusehen, ob die Nische des Tempels nicht bis in das Fundament reichen. Was spreche ich von mir, wenn ich in Rom bin! Es ist auch wieder ein merkwürdiger Zug des Herzens, der für die Ewigkeit seines Lebens spricht, — daß es unbedingt seine eigenen Regungen und inneren Erlebnisse an Interesse über alles Andere erhaben dünkt. Unbewußt bekennt es damit die Vergänglichkeit aller Dinge, die nicht in der innerlichen Sphäre der Seele wurzeln. — Die Campagna von Rom ist herrlich; eine Fahrt die Via Appia entlang wird das Schönste bleiben, was man träumen kann, solange die Aquaeducte in majestätischer Trauer durch die Fläche ziehen, solange St. Peter am Horizonte steht, solange die Albanergebirge in sanften Wellenlinien sich erheben und der glänzend blaue Himmel darüber strahlt. Sehr gerne führte ich Sie mit mir auf den Monte Aventino; von der Maltejer-Kirche aus überblicken Sie ganz Rom, die gelben Fluthen der Tiber wälzen sich lässig zu Ihren Füßen, der Monte Mario steht Ihnen gegenüber mit seiner dunkeln Cypressenkrone — und es ist so still da Oben . . . Neulich fuhr ich ganz allein, — unter uns gesagt ist es mir das Liebste — nach den Columbarien, welche unweit der Ruinen des Tempels der Minerva Medica, vortrefflich erhalten sind. Einer derselben gehörte dem Consul Lucius Arruntius zur Zeit des Kaisers Augustus. Einzelne Inschriften sind von edler Einfachheit und Hoheit. Die eine lautet ungefähr: „Es trauert, wer den Mann verlor, oder den Vater, oder den Sohn: wie mag aber diejenige trauern die alle Drei verlor. Vorübergehender! wenn Du hierüber nicht weinst, worüber magst Du dann weinen!“ — Klingt nicht dieser letzte Ruf, wie das Vorbild des berühmten, gleichgedachten Danteschen Verses? — Leben Sie wohl, wir haben um der Krankheit der Großfürstin Katharina willen eine schwere Zeit verlebt — Gott gebe völlige Genesung!

Ihre ergebene

E. Rahden.

VIII.

Nizza, 7. Juni (26. Mai) 58.

Endlich wieder ein Brief von Ihnen! In drei kurzen Monaten wird auch Ihre spärliche Correspondenz aufhören dürfen, denn wir werden dann zurückgekommen sein, die beiden langen, reichen Jahre werden wie ein Traum zwischen sonst und jetzt liegen und ich werde unter Freunden sein, —

nur heimische liebe Gesichter sehen! Ich freue mich jeden Tag mehr darauf, fürchte mich aber auch, nach der gewohnten melancholischen Weise, — denn eine ersehnte Freude verkehrt sich so oft in Leid und eine genoßene wird immer abgebüßt! Unter dem strahlenden Himmel Nizza's sollten nur heitere Bilder den Sinn bewegen, — darum lassen sie uns von der Zukunft schweigen; es dürften aber eigentlich auch keine Geschäfte und sonstige langweilige Dinge über die Lippen gehen — sie stimmen schlecht zu der anmuthigen Umgebung! doch hier gilt es sich Gewalt anthun, und trotz der plätschernden Fontaine und den rothigen Bergen und dem berauschtenden Drangenduft, will ich Ihnen gleich die Fragen beantworten, die Sie neulich an mich gestellt¹⁾ — Endlich muß ich noch hinzufügen, daß die Erziehungspläne, bei welchen Sie eine Rolle spielen sollten, ins Wasser gefallen sind. Es ist eine schwierige Sache um Prinzenerziehung und es ist vielleicht besser, man mischt sich nicht darein. Einige bedauerliche Erfahrungen in dieser Hinsicht haben vorsichtiger gemacht, zu meiner Freude bleiben Sie bei Ihren Büchern und im Palais Michel, da haben Sie sichere Freunde. A propos, die Frau Großfürstin bietet Ihnen wieder Oranienbaum zur Villegiatur an; wenn Sie hin können und wollen, so sprechen Sie davon mit Hartmann, er ist seinerseits prävenirt. Römische Figuren umgeben mich beständig; es fällt nach und nach der Staub der Gegenwart von dem herrlichen Bilde ab und auf dem lieblichen Fond der schönsten Natur, erheben sich die mächtigen Erinnerungen der ewigen Stadt. Immer sagt eine Stimme in mir: „Das war Deine letzte, aber höchste Begeisterung!“ — Nun geht es allmählich abwärts — Jahre, Kräfte, Hoffnungen, Alles schwindet und mit jedem Tage empfindet man tiefer das Bedürfniß des stillen Hafens. — Es will Abend werden . . . lassen Sie mich mit den Worten Wilhelm Humboldts schließen:

In dieses Abends mildem Ahnungsschauer
Blickt man auf Leiden nicht zurück mit Trauer.
Es hat den festen Muth der Brust gehoben
Und zart Gewebe um das Herz gewoben,
Wo um das Höchste, was sich läßt erringen,
Sich unzerreißbar alle Fäden schlingen!

Leben Sie wohl — auf Wiedersehen im Oranienbaum. Behüt' Sie Gott und bewahren Sie mir ein gutes Andenken.

Ihre ergebene Edith v. Rahden.

¹⁾ Hier sind einige Sätze rein geschäftlichen Inhalts und privaten Charakters fortgelassen.

IX.

Wildbad, 12. (24.) Juli 58.

Sie haben lange nichts von mir gehört; das glauben Sie aber doch wohl nicht, ich hätte nicht an Sie gedacht, und aus Seelenfahrlässigkeit unsere Correspondenz einschlafen lassen? Gott bewahre, dergleichen fällt mir nicht ein! Ich habe nur keine Zeit gehabt, und jammere täglich darüber, daß ich schlafen muß, um zu leben. Das Schlafen ist mir längst kein Genuß mehr wie früher; ich benutze es eben als ein nothwendiges Instrument oder als das tägliche Brod, mit Anerkennung, doch ohne Freude. Sie sind mein steter Reisegefährte gewesen, seit ich Italien verlassen . . . wie ungern verlassen! Die Schönheit giebt mir Niemand wieder, die herrliche, reiche, naturwüchsige, lachende Schönheit, die vom Himmel herabgestrahlt oder dem Meere entstiegen schien, die ohne Mühe und Kunst, reizend und erhaben zugleich, — eben die Schönheit selbst war. Die Reise durch Frankreich war interessant genug; zwei Posttagereisen durch die blühende Provence gestatteten uns das Land näher anzusehen und kennen zu lernen. Die feudalen Ueberreste alter Burgen auf malerischen Bergspitzen schauen wohl verwundert auf die neue Wirthschaft herab und mögen vergeblich warten auf die Troubadours der alten Zeit, die nie mehr wiederkommen. In Avignon übernachteten wir am 3. Tage, und der nächste Morgen wurde der Anschauung der Merkwürdigkeiten gewidmet. Als wir durch die wohl-erhaltenen Mauern der päpstlichen Stadt einfuhren, dachte ich lebhaft an Sie; Petrarca hatte hier gelebt, d. h. geliebt, gedacht und gelitten, wie gern hätte ich von Ihnen Näheres über den großen Mann erfahren! Das Schloß der Päpste ragt mächtig und dunkel über die Stadt hinaus; durch die vergitterten Fenstern, an den mit prachtvoller Steinarbeit verzierten Thüren, von den wunderschönen Erfern herab, schauen häßliche, kleine Soldaten, und die gewöhnlichsten Lebensverrichtungen gehen vor sich, in den Sälen, wo die klügsten Prälaten, die gefeiertsten Dichter, ja die mächtigsten Könige wandelten. Der Gang, der aus den päpstlichen Gemächern in die Cathedrale führte, ist vermauert, — das leere, ausgezeichnet schöne Grab des Papstes Johann XXI.¹⁾ steht wie eine bittere Ironie des Schicksals in einer Seitenkapelle. Anstatt des fein blickenden Cardinals, der uns hätte sollen die Denkmäler und Kunstschätze zeigen, führte uns der Präfect, ein witziger Advocat, herum; aus der Kirche ging er rasch ins Museum, denn

¹⁾ Er regierte von 1316—1334.

ſchon um 12 Uhr ſollte der Eiſenbahnzug abgehen. Da werden nun einige Bilder von Laura und Petrarca, der erſten vermeintliches Grab u. ſ. w. aufbewahrt, neben höchſt intereſſanten römischen Alterthümern und einigen ſehr ſchönen modernen Bildern. Fein, zart, regelmäßig, ſchön ſchaut Laura's Bild aus dem Oval eines Marmormedaillons, und aus dem Rahmen eines authentisch erachteten Bildes. Sie ſenkt die Wimpern über ein mattes Auge, die Stirn ruht ſach und leer über den hochgewölbten Brauen, der ſchmale Mund hat nie ein freies Wort geredet, und die Seele, deren Kleid das ſchöne todtte Geſicht iſt, hat nie Petrarca lieben können. . . das Thor war zum Einzuge dieſes Königs zu eng. Das Volk ſtand dicht gedrängt auf unſerem Wege, mit einer gewiſſen trotzigen Neugierde im Ausdruck. Ich konnte nicht umhin bei mir zu denken, ſie trügen alle den Stempel jener abſoluten Ehrfurchtsloſigkeit, die eine bittere Frucht der großen Revolution bleibt. Von lebendiger Heiterkeit keine Spur, ſelbſt nicht auf der öffentlichen Promenade, wo wir in Befançon mehre tauſend Menſchen beiſammen fanden. Die größte Ordnung herrſcht unſtreitig — doch mußte ich mit Erſtaunen bemerken, es ſeien um die Militairmuſik, zahlreiche Schildwachen mit dem Gewehr am Fuße, aufgeſtellt. Niemand hat in Frankreich die Idee einer möglichen Stabilität, daher ſpricht anſtatt der prächtigen Blüthen einer edlen Civiliſation, aus dem ſchwankenden Boden der Gegenwart die ekle Frucht des materiellen Genußes. Mühlhauſen hat mich ungemein intereſſirt; wir haben die enormen Fabriken der Herren Koechlin und Dollfuß in Augenschein genommen, und die Frau Großfürſtin hat beſonders lange bei den Cités ouvrières verweilt, die auf einem großartig praktiſchen Fuße gebaut ſind. In Straßburg wollte ich nur Eines: den Münſter mit Muße ſehen. Abends und Morgens bin ich dageweſen und habe Gott gelobt und den Menſchen, den Er zu ſeinem Bilde geſchaffen. In Deutſchland kam mir Alles hausbacken und dürftig vor nach der Schönheit Italiens, nach dem üppigen Wohlſtande Frankreichs. Erſt ſeit dem ich im Schwarzwalde bin und mich in ein grünes Meer reichſter Laubvegetation verſenke, freue ich mich wieder an ganz neuen, tief poetiſchen Eindrücken. Wiſſen Sie wen wir hier haben? Harthauſen, den ich ſchon früher gekannt und der unverändert trotz eines Zeitabſchnittes von vierzehn Jahren, in ewiger Jugend des Geiſtes fortpilgert. Neben den allgemeinen nationalökonomiſchen Studien, die er treibt, beſchäftigt er ſich mit anderen, mir ſo ſehr lieben Gegenſtänden, die nicht Ihres Reſſorts ſind. Wir ſind täglich zuſammen, frühſtücken gewöhnlich an einem Tiſche,

im Garten des Hôtels zum Bären, und haben endlose Unterhaltungen, in jüngster Zeit meist über den Teufel. Sonst ist von Bedeutung Niemand hier; was sage ich! Der große Pariser Rothschild sucht Heilung für seine Sicht — nebenher haben wir noch mehrere französische Legitimistenfamilien, unzählige Engländer, wenig Russen, im Ganzen mehr Leute als Menschen. Die von Ihnen empfohlenen Bücher, Agnes Schebest¹⁾ und Schwarz habe ich in Frankfurt gekauft und ersteres mit großem Vergnügen gelesen; das zweite noch nicht. Nie bin ich so beschäftigt gewesen! Ueberdem ist Fr. Euler seit acht Tagen an der Gelbsucht krank und thut keine Dienste. Das arme Mädchen ist wohl etwas besser, aber noch matt und dunkelgelb.

Gehen Sie nach Dranienbaum und denken Sie an vergangene Tage. Hier grüßt Sie Alles; Niemand herzlicher als Ihre ergebene

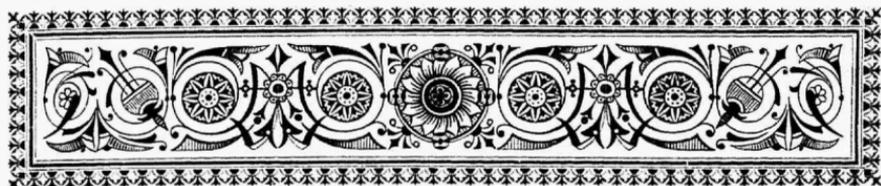
Edith v. Rahden.

Grüßen Sie Brevern.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Agnes Schebest, geb. 1813, † 1870, gefeierte Sängerin, mit Fr. D. Strauß 1840 verheirathet aber bald wieder geschieden, beschrieb selbst ihr Leben in dem Buche: Aus dem Leben einer Künstlerin, 1856.





Der Hammer der Thorheit.*)

(Frei nach dem Indischen.)



lenk', Bethörter, ab den Sinn von Erdensthätzen, flücht'ger Lust,
Was eig'ne Tugend Dir errang, nur das giebt Frieden Deiner Brust!

Was ist Dir die Geliebte, was der Sohn, den sie geboren Dir,
Was diese ganze eitle Welt, in welche Du verloren hier?
Warum und was bist selber Du in dieser kurzen Spanne Zeit?
Erwäg' es, Bruder, mit Bedacht in ernster Geistes einsamkeit!

O prunk' mit Gold und Jugend nicht, verlaß' Dich nicht auf Menschenmacht,
Der Maya Täuschung weicht und reißt das Alles fort in ew'ge Nacht;
Zum Höchsten schau' vertrauend auf, bis jeder Wunsch zur Ruh' gebracht!

Am Spiel erfreut der Knabe sich, der Jüngling an der Jugend Bier,
Versenkt in Sorgen ist der Mann, — wer aber denkt des Ew'gen hier?

Der Wassertropfen zitternd schwebt am Lotosblatt, bis er verweht,
So hebt und glänzt das Leben auch, bis es im Tode untergeht,
Und sicher fährt das Schiff allein, an dessen Bord die Tugend steht.

Erblühne hier zu Tausenden, Erzeugte dort in bunten Reih'n,
Millionen noch im Mutterchooß, die einst geboren werden sein,
Das Dasein kurz und wechselvoll, wo Leid dem Leide sich gefellt —:
Sag', kannst Du Dich des Lebens freu'n, sag', kannst Du hängen an der Welt?

*) Mohamudgara, wahrscheinlich von dem berühmten Religionsphilosophen Sanfara Atscharja verfaßt.

Der Morgen und der Abend kommt, der Tag, die Nacht, nur um
zu gehn,

Und rauher Winter wird's zuletzt, war auch der Frühling noch so schön,
Mit deinem Leben spielt die Zeit, wie mit dem Schiffe Meer und Wind,
Und schwellt der Hoffnung Segel stets, die Deiner Wünsche Träger sind.

Wenn welk der Leib, die Locken grau, gefurcht und bleich das Angesicht,
Hält zitternd noch der Hoffnung Krug die welcke Hand und läßt ihn nicht.

Das ew'ge Ursein nur steht fest, nicht aber diese Erdenwelt,
Noch du und ich, — zerreiß' das Band, das Dich an sie gefesselt hält!

Zum Waldeschattenfrieden geh' und wohn' dort unter'm Himmelsblau,
Die Erde sei zur Nacht Dein Bett, Dein Kleid ein Mittel schlecht und rau;
Jag' auf dem Roß der Sinne nicht nach flücht'gem irdischem Genuß,
Bezähme Dich, beschränke Dich — und Fried' und Ruh' Dir werden muß!

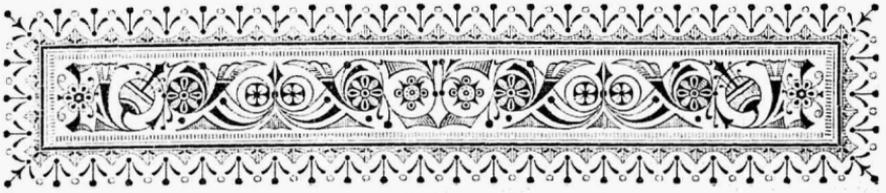
Nach Kampf und Frieden frage nicht, nach Freund' und Feinden jage nicht,
Mit Gleichmuth trage Schmerz und Lust, erstaune nicht, verzage nicht!

Es athmet Wischnu ja in uns, der Ein'ge, der das All durchdringt,
In dem, was uns getrennt erscheint, zu einem Ganzen sich verschlingt;
Ein einz'ger Hauch, sein Hauch, belebt, was Leben nur aus Ihm gewinnt —:
Dünkst Du Dich besser denn als sie, die Theile nur der Gottheit sind? —

Zwölf Strophen zur Belehrung Euch und zur Befehung ich hier schrieb,
Wo keine rechte Schülerzucht, da ist auch keine rechte Lieb'! —

Ronatus.





Ueber die Astrologie.

Ein Vortrag.

Zu den interessantesten Gebieten aus der Geschichte des menschlichen Geistes gehört gewiß die Geschichte des Aberglaubens in seinen mannigfachen Formen. Ist doch auch heute noch kaum ein Mensch ganz frei von jedem Aberglauben. Wie viel wichtige Handlungen werden nicht durch den Aberglauben der Handelnden hervorgerufen, oder wenigstens beeinflusst! Kein Aberglaube hat aber je eine solche Verbreitung gefunden, als die Astrologie, d. h. die vermeintliche Kunst, aus den gegenseitigen Stellungen und Bewegungen der Gestirne auf das Schicksal der Menschen Schlüsse ziehen und sogar mit ziemlicher Genauigkeit das Leben der einzelnen Menschen vorauszusagen zu können. Wie sehr dieser Aberglaube um sich gegriffen hatte, erkennen wir schon daran, daß ihm entsprungene Ausdrücke noch heute häufig vom Volk benützt werden, wie: „Dieser Mensch ist unter einem glücklichen Stern geboren“, oder: „Sein guter Stern leitet ihn“, und ähnliche Redensarten. Es scheint eine merkwürdige Verirrung des menschlichen Geistes gewesen zu sein, anzunehmen, daß die zufälligen Stellungen der Gestirne zu einander, wie sie sich unserem Auge darstellen, einen Einfluß auf unser Leben besitzen, das doch von ganz anderen Factoren abhängt. Schier unglaublich scheint es namentlich zu sein, daß hochbegabte und gebildete Männer des 16. und 17. Jahrhunderts diesem Aberglauben anhängen konnten. Es wird daher von vielen Historikern und Astronomen behauptet, die Astrologen, welche sich damit beschäftigten, den anderen, in dieser Kunst nicht Bewanderten aus den Gestirnen ihr Schicksal vorauszusagen, seien sämmtlich Schwindler und Betrüger gewesen, welche die Unwissenheit der

Uebrigen benutzten, um von ihnen möglichst viel zu erwerben. Die ganze Astrologie wird z. B. von Wädler als ein Schandfleck in der menschlichen Geschichte bezeichnet. Dies harte Urtheil ist jedoch ganz ungerecht. Wer wird es z. B. wagen, den großen Genossen Luthers, Philipp Melancthon, der selbst Astrolog war, des beabsichtigten Betrugens zu zeihen? Nein, die Astrologen waren im Allgemeinen keine Betrüger, sie waren fest überzeugt von der Wahrheit der Astrologie, ja, sie konnten gar nicht anders. Die Astrologie war die nothwendige Uebergangsstufe, die man überschreiten mußte, um durchzudringen zu der heutigen tieferen Kenntniß vom Wesen der Gestirne.

Um dies zu erklären, ist es erforderlich, auf den Ursprung der Astrologie zurückzugreifen. Die heutigen Städtebewohner wissen meist nichts oder nur sehr wenig von den Sternen. In den engen Straßen, umgeben von Häusern, sehen sie nur einen kleinen Theil des Himmels, und kaum je wenden sie ihre Augen dorthin. Sie haben es ja auch nicht nöthig, denn was sollten sie auch dort oben suchen, als das ewige Einerlei der Sterne, die wegen der Straßenbeleuchtung nur matt sichtbar sind. Auf dem Lande ist das schon anders, dort ist die Kenntniß des gestirnten Himmels viel weiter verbreitet, als in den Städten. Aber auch dort knüpft sich kein Interesse an die Betrachtung der Sterne. Ganz anders war es im frühen Altherthum, wie auch noch jetzt bei vielen auf niedriger Culturstufe stehenden Völkern. Wollte man wissen, wie viel Uhr es war, so mußte man sich in Ermangelung von Uhren direct an den Himmel um Rath wenden, indem man nach dem Stande der Sonne oder der Sterne sah. Wollte man Reisen machen, so mußte man sich wieder nach dem Himmel richten, um richtig an seinen Ort und wieder zurückgelangen zu können, da es weder Landkarten noch Wegweiser gab. Bei Seereisen war die Kenntniß der Gestirne damals ebenso wichtig, wie heute, da dieselben ja die einzigen Wegweiser auf hoher See sind. Die Kenntniß der Gestirne war demnach den ersten Kulturvölkern sehr nothwendig, es blühte daher sehr früh eine Wissenschaft der Astronomie.

Aber auch abgesehen von dieser Nothwendigkeit, mußten die Menschen, so wie sie eine gewisse Kultur erlangt hatten, angeregt werden, die Gestirne zu beobachten. Der Anblick des Sternenhimmels in einer wolkenlosen Nacht flößt wohl jedem denkenden Menschen ein Gefühl der Andacht ein. Dort oben bewegen sich Tausende räthselhafter Lichter in lautloser Stille, aber in strengster Ordnung. Die meisten verändern ihre gegenseitige

Stellung gar nicht, sondern scheinen am Firmament befestigt zu sein und sich mit demselben in ungefähr einem Tage um unseren Wohnort, die Erde zu drehen. Nur fünf helle Sterne, welche Planeten oder Wandelsterne genannt werden und sich im Aussehen von den übrigen kaum unterscheiden, ändern ihre Stellung sowohl zu einander, wie zu den übrigen Sternen, den sogenannten Fixsternen. Dazu kommen noch der ewig wechselnde Mond und das helle, uns Wärme und Licht spendende Gestirn, die Sonne, welche auch beständig ihren Ort am Himmel ändern. Sie wurden daher auch zu den Planeten gerechnet. Die vielfach verschlungenen Bewegungen dieser Planeten mochten den ersten Astronomen ganz unregelmäßig erscheinen, doch schon früh erkannte man auch in ihnen eine vollkommene Gesetzmäßigkeit.

Der denkende Mensch wandte sich sofort an die Aufgabe, die Ursache dieser Bewegungen und dieser Ordnung zu suchen. Da war es denn das Natürlichste, darin den directen Ausfluß des Willens der Gottheit zu erblicken. Das blaue Himmelsgewölbe über uns wurde zur Wohnung der Götter und die Sterne selbst, namentlich die Planeten, zu Repräsentanten der Hauptgottheiten gemacht. Mit einziger Ausnahme von Palästina war ja im ganzen Orient, wo zuerst die Kultur aufblühte, der Sternencultus die ursprüngliche Form der Religion. Waren aber die Planeten selbst die Götter, welche die Schicksale der Menschen regierten, so war es fast nothwendig, auch ihre Bewegungen und gegenseitigen Stellungen als bedeutungsvoll für die Erde und ihre Bewohner anzusehen. So entstand die Astrologie. Die Priester waren mit der Beobachtung der Gestirne betraut, sie waren die ersten Astronomen; sie hatten die Aufgabe, nicht nur die Bewegungen der Gestirne zu erforschen, sondern auch auf die Bedeutungen dieser Zeichen der Götter zu achten. Sie verglichen die Stellungen und Bewegungen der Planeten mit den irdischen Ereignissen und schufen so allmählig auf empirischer Grundlage eine Kunst der Sterndeutung, der Astrologie. Namentlich war es die mächtige chaldäische Priesterchaft in Babylonien, welche diese Kunst ausbildete. Wie es freundliche Götter gab, so gab es auch den Menschen feindlich gesinnte. Unter diesen war, wie Diodor berichtet, namentlich der Elos oder Belos, der von den Griechen Kronos, von den Römern Saturn genannt wurde, der mächtigste. Wen also bei der Geburt sein Planet feindlich anschaute, der hatte ein unglückliches Leben zu erwarten, wenn nicht freundliche Planeten den bösen Einfluß abschwächten. Auch der Mars war den Menschen feindlich, Jupiter und Venus freundlich,

Mercur und Mond bald freundlich, bald feindlich. Wie die einzelnen Deutungen der Gestirne entstanden sind, läßt sich heute nicht mehr vollständig übersehen, da die historischen Quellen darüber nur sehr dürftig fließen. Als Alexander der Große in Babylon einzog, traf er dort astronomische Beobachtungen an, die über 1900 Jahre zurückgereicht haben sollen. Welch ein Schatz wäre das nicht noch heute für uns, trotz der Unvollkommenheit der damaligen Instrumente! Aber nur sehr wenige Bruchstücke sind uns davon erhalten geblieben. Vielleicht ist in den bisher noch nicht publicirten babylonisch-assyrischen Keilschriften Manches enthalten, was für die Geschichte der Astronomie und Astrologie von Bedeutung wäre.

Von den Babyloniern gelangte die Astrologie zu den Griechen und von diesen zu den Römern und später zu den Arabern, die wohl die Astronomie fast nur der Sternendeutung wegen betrieben. Bei den Arabern erreichte die Astrologie ihre höchste Blüthe und gelangte von ihnen durch die Kreuzzüge und das arabische Chalifenreich in Spanien zu den christlichen Kulturvölkern Europas.

Während die Heiden die Gestirne selbst als Gottheiten verehrten und anbeteten, also ihre Astrologie auf durchaus religiösen Vorstellungen beruhte, erkennen die Muhammedaner, Juden und Christen nur einen Gott an; die Sterne sind ebenso wie die Erde und die Menschen nur Geschöpfe Gottes. Es kann also Verwunderung erregen, daß auch bei den Christen die Astrologie eine so große Rolle spielen konnte, daß selbst ein Melanchthon ihr anhing. Und doch ist dies nur natürlich. Nach den damaligen Anschauungen bildete die Erde den Mittelpunkt der gesammten Schöpfung. Diese Ansicht war damals die einzig natürliche und vernünftige, denn noch hatte kein Fernrohr die Mittel geliefert, die Größen und Entfernungen der anderen Weltkörper kennen zu lernen, keine Mechanik den Zusammenhang aller Bewegungen im Weltraume gezeigt. An eine gegenseitige Anziehung der Sterne konnte niemand glauben, auch nicht daran, daß die Planeten unserer Erde ganz ähnliche Körper sind. Wer solche Ansichten aussprach, würde sich damals ebenso lächerlich gemacht haben, wie einer, der heute noch an die astrologischen Prophezeiungen glaubt. Es wurde also angenommen, daß der Himmel mit all seinen Lichtern nur für die Erde und für deren wichtigste Bewohner, die Menschen, geschaffen sei. Ist doch selbst in der biblischen Schöpfungsgeschichte gesagt, daß Gott die Sterne erschuf „daß sie sienen auf Erden“. So wörtlich genommen, wie es damals meist geschah, konnte das eben nichts Anderes bedeuten, als daß die Sterne sämmtlich nur der Erde wegen da

seien. Bei dem hellsten und mächtigsten der Gestirne, der Sonne, schien das ja auch durch den Augenschein dargethan zu sein. Es spendet uns Licht und Wärme: ohne dasselbe würde die Erde von einer schaurigen kalten Finsterniß umhüllt sein, in der kein Leben denkbar wäre.

Der Einfluß des Mondes ist weniger wahrnehmbar. Zwar spendet auch er Licht, doch wechselt dasselbe immerwährend von voller Dunkelheit beim Neumonde, bis zu großer Helligkeit beim Vollmonde. Die Wechsel des Mondes vollziehen sich nun in genau gleichen Zeiten; eine Periode derselben ist ein Monat, wenn sie auch nicht genau mit unseren bürgerlichen Monaten übereinstimmt. Von einem Mondviertel bis zum folgenden verstreichen ungefähr 7 Tage. Nun glaubte man früher allgemein, daß in den meisten schweren Krankheiten die Krisen von sieben zu sieben Tagen eintreten. Was lag also näher, als die Ursache davon dem Monde zuzuschreiben? Bedenken Sie ferner, daß die monatliche Periode der Frauen auffallenderweise so gut wie genau mit einem Mondumlauf übereinstimmt, so werden Sie mit mir darin übereinkommen, daß es kaum möglich war, sich der Kraft dieses Beweises für die Einwirkung des Mondes auf die Menschen zu entziehen. Heute können wir, gestützt auf unsere größeren Kenntnisse, allerdings keinen Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen annehmen und müssen uns nur wundern über dieses merkwürdige zufällige Zusammentreffen; damals mußte aber dieser Zusammenhang als bewiesen angesehen werden, und demnach wurde es als ausgemacht angenommen, daß der Mond die Säfte des Menschen beeinflusse. Man hatte schon die Entdeckung gemacht, daß die Erscheinungen der Ebbe und Fluth mit dem Stande des Mondes und seiner Stellung zur Sonne zusammenhängen. Von einer allgemeinen Anziehungskraft, wie sie heute erwiesen ist, wußte man damals noch nichts; es mußte also angenommen werden, daß der Mond, wie die Säfte des Menschen, auch die Säfte der Erde, also in erster Linie das Wasser, beherrsche. Man glaubte auch gefunden zu haben, daß es im Allgemeinen bei zunehmendem Monde mehr regne und feuchter sei, als bei abnehmendem. Hieraus entsprang dann der noch heute sehr verbreitete Aberglaube, daß der Mondwechsel einen Witterungsumschlag hervorrufe, eine Ansicht, die vor der strengen Wissenschaft nicht Stand hält. Aus der Ansicht, daß der Mond die Säfte des Menschen regiere, entstand ebenfalls ein noch heute sehr verbreiteter Aberglaube, den ich auch hier vielfach angetroffen habe, daß man nämlich, um sein Haar zu conserviren, dasselbe nur zur Zeit des zunehmenden Mondes schneiden lassen dürfe. Ein ähnlicher

Aberglaube ist hinsichtlich der Zeit, zu der man die Fingernägel beschneiden dürfe, verbreitet. Wie die Säfte des Menschen, regiert der Mond auch die Säfte der Thiere und Pflanzen. Auch auf diese astrologische Ansicht ist mancher noch heute anzutreffende Aberglaube zurückzuführen. Es ist z. B. Aberglaube, wenn man, wie viele, selbst gebildete Landwirthe thun, der Ansicht ist, daß man die Bäume, um die Dauerhaftigkeit des Holzes zu erhöhen, bei zunehmendem Monde fällen soll. Auch die abergläubische Ansicht ist verbreitet, daß man die Pferde nur bei zunehmendem Monde beschlagen dürfe. Aus diesen Beispielen sehen Sie, wie tiefe Wurzeln die Astrologie geschlagen hatte, und wie noch so mancher heutige Aberglaube mit ihr in engem historischem Zusammenhange steht.

Gehen wir jetzt zu den anderen Gestirnen über. Auch sie sind, nach damaliger Ansicht, nur für die Erde und mithin für den Menschen erschaffen. Was bezweckt aber die Erschaffung dieser Tausende von Sternen? Sie leuchten so wenig, daß es in einer mondlosen Nacht fast genau ebenso dunkel ist, ob die Sterne zu sehen, oder ob sie von Wolken bedeckt sind. Das Lichtpenden ist also nicht ihr Zweck. Man könnte sagen, die Sterne seien dazu erschaffen, dem Menschen die Großartigkeit und die Pracht der Schöpfung recht vor die Augen zu führen. Das mag vielleicht auch bei dem weitaus größten Theile der Sterne als hinreichender Grund erscheinen; doch was bedeuten dann die fünf Wandelsterne, die Planeten? Dieselben befinden sich täglich an einer anderen Stelle des Himmels und führen, wenn man sich ihre Bahnen unter den anderen Sternen aufgezeichnet denkt, so krause Bewegungen aus, daß sie den Scharfsinn der größten Astronomen auf die Probe stellten. Irgend einen Zweck für die Erde mußten doch auch diese Bewegungen haben, denn zur Erhöhung der Schönheit des Sternenhimmels tragen sie nichts bei. Der Schöpfer hat den Planeten ihre Bahnen vorgeschrieben. Man mußte zu erkennen suchen, welchen Zweck er damit verbinden wollte. Hatten die Sonne und der Mond, die beiden großen Planeten, Einfluß auf die Menschen, warum sollten nicht auch die fünf kleineren einen besitzen? Um dies zu prüfen, verglichen die Astrologen sorgfältig die Erscheinungen und gegenseitigen Stellungen dieser Planeten zu einander und zu den beiden großen Planeten, der Sonne und dem Monde, mit den eigenen Schicksalen und mit denen anderer Menschen. Sie prüften dabei auch die von den Arabern überkommenen, größtentheils aus Babylonien stammenden, astrologischen Regeln, weil dieselben, wie sie meinten, auf einer Jahrhunderte langen Erfahrung beruhten. Wie es nun meist zu geschehen

pfllegt, daß nämlich eine glücklich eingetrossene Prophezeiung einen viel nachhaltigeren Eindruck hinterläßt, als zehn nicht eingetrossene, kamen die meisten Astrologen bald zu der Ueberzeugung, daß die arabische Sternedeutung in den meisten Punkten das Richtige treffe und nur in Einzelheiten einer Verbesserung bedürftig sei. Eine Statistik, wie heute, gab es noch nicht; es konnten also in der Regel nur wenige Vergleichenungen angestellt werden, und diese stimmten verhältnißmäßig oft mit den astrologischen Prophezeiungen überein. Ein berühmter italienischer Mathematiker und Astrolog des sechszehnten Jahrhunderts, Cardanus, hatte sich lange mit der Vergleichung seines eigenen Lebens mit den astrologischen Vorherfügungen beschäftigt. Schließlich glaubte er vollkommen fest an die Richtigkeit der Astrologie. Er prophezeite sich selbst den Tod auf ein bestimmtes Jahr, nämlich 1576, und starb wirklich gerade im Verlaufe dieses Jahres. Solch' ein Ereigniß mußte doch Aufsehen erregen und den Glauben an die Prophezeiungen vermehren. Allerdings wurde nach seinem Tode von Einigen behauptet, Cardanus hätte freiwillig den Hungertod erlitten, um das prophezeite Jahr nicht zu überleben. Diese Auffassung muß aber verworfen werden, denn ist es schon äußerst unwahrscheinlich, daß Cardanus einen Selbstmord verübt hat, blos um andere Menschen in dem Glauben an die Astrologie zu bestärken, so ist es gewiß ganz undenkbar, daß der fünfundsiebenzigjährige Greis gerade diese Todesart zum genannten Zweck gewählt hat. Ferner starb er im September des erwähnten Jahres, sodaß der von der Wahrheit der Astrologie überzeugte Mann immer noch erwarten konnte, in den folgenden Monaten des Jahres gemäß seiner Prophezeiung zu sterben. Wahrscheinlich wirkte bei dem fest an die Wahrheit der Astrologie glaubenden Manne die Einbildungskraft so stark, daß er wirklich krank wurde und starb. Fälle, in denen die Einbildungskraft einen solchen Einfluß ausübt, sind ja auch sonst bekannt. Ueberhaupt mag in vielen Fällen die Einbildungskraft der von der Wahrheit der Prophezeiungen fest überzeugten Menschen dazu beigetragen haben, die Prophezeiungen selbst in Erfüllung zu bringen. Die Menschen waren oft, möchte man sagen, wie hypnotisirt und trugen zur Erfüllung dessen bei, was ihnen vorhergesagt war. Derartige Erklärungen vieler eingetrossenen Prophezeiungen konnte aber im 15. und 16. Jahrhundert Niemand anführen, sie mußten jedem als Beweis der Wahrheit der Astrologie gelten. Manche Vorausfügungen gingen auch ganz zufällig in Erfüllung, während natürlich viele andere nicht eintrafen.

Nachdem man so gefunden zu haben glaubte, daß die sieben Planeten, die, nach der Reihenfolge ihrer vermeintlichen Entfernungen von der Erde geordnet, Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond heißen, wirklich einen Einfluß auf die irdischen Ereignisse ausüben, oder, richtiger ausgedrückt, Zeichen sind, durch welche es den Menschen gestattet ist, bis zu einem gewissen Grade die Räthsel der Zukunft zu lösen, mußte es auch als bedeutsam erscheinen, daß die verschlungenen Bahnen der Planeten sämmtlich in einem schmalen Gürtel liegen, der rings um den Himmel herumläuft. Dieser Gürtel wurde der Thierkreis genannt. Während der Mond den ganzen Thierkreis in einem Monat durchläuft, braucht die Sonne dazu ein ganzes Jahr, also zwölf Monate, so daß sie in jedem Monat ein Zwölftel des Thierkreises durchläuft. Danach wurde der Thierkreis schon sehr früh in zwölf gleich große Abschnitte oder Zeichen getheilt, welche, angefangen von der Stelle, an welcher sich die Sonne zur Zeit des Frühlingsanfangs befindet, der Reihe nach heißen: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Diese Eintheilung des Thierkreises ist so alt, daß man nicht mehr weiß, wann und wo sie entstanden ist. Sie findet sich schon auf altägyptischen Monumenten. Diesen Thierkreiszeichen wurden nun auch gewisse Einwirkungen zugeschrieben, und scheinbar mit Recht. Wir wissen alle, daß es deshalb im Sommer wärmer ist, als im Winter, weil im Sommer die Sonne höher steht und die Tage länger sind, als im Winter. Doch trifft in der nördlichen gemäßigten Zone, mit der wir es hier allein zu thun haben, die Zeit der größten Hitze nicht mit der Zeit der größten Höhe der Sonne im Juni genau überein, sondern findet ungefähr einen Monat später, im Juli, statt; ebenso findet die größte Kälte nicht im December statt, wo die Sonne am tiefsten steht, sondern im Januar, wo sie schon etwas gestiegen ist. Ferner sind die Monate, in denen die Sonne gleich hoch steht, nicht gleich warm, z. B. ist der März kälter als der September, überhaupt ist das Frühjahr, wenn die Sonne steigt, kälter als der Herbst, wenn sie sinkt. Die physikalische Ursache dieser Erscheinung ist uns ganz geläufig: die Erde braucht eben Zeit zur Erwärmung und ebenso zur Abgabe der Wärme, d. h. zur Erkaltung. Anders war es aber zu der Zeit, mit der wir es zu thun haben. Diese physikalische Ursache war unbekannt. Man mußte daher ganz vernünftigerweise annehmen, daß die Höhe der Sonne wohl einen bedeutenden Einfluß auf die Erwärmung der Erde ausübt, aber keinen ausschließlichen, daß vielmehr ihr Stand am Himmel, d. h. im Thierkreise, dabei von

Bedeutung ist. Nun tritt die Sonne am 21. Juni neuen Stils beim Sommeranfang, wo sie am höchsten steht, in das Zeichen des Krebses, einen Monat darauf in das Zeichen des Löwen. Um diese Zeit tritt die größte Wärme ein, also ist der Löwe ein warmes, oder, wie man damals sagte, feuriges Zeichen. In dieser Art hatten alle Thierkreiszeichen ihre Bedeutungen, deren Ursprung aber meist nicht mehr sicher nachzuweisen ist. Auch bei den Planeten läßt sich nicht mehr im Einzelnen nachweisen, wie sie zu ihren bestimmten Eigenschaften, die man ihnen beilegte, gelangt sind. Wie gesagt, wurde die arabische Astrologie, die von der alten babylonischen herstammt, größtentheils einfach acceptirt und von den einzelnen Astrologen nur in wenigen Punkten geändert.

Hin und wieder wird die Ordnung am Firmament scheinbar gestört durch das Auftreten neuer, noch nie gesehener Sterne. Auch diese mußten als göttliche Zeichen aufgefaßt werden, welche den Menschen zukünftige Ereignisse anzeigen sollten, die es also möglich machten, den Schleier der Zukunft zu lüften. Da solche neue Sterne jedoch nur selten sichtbar wurden, gelangte man zu keiner allgemein gültigen Ansicht über ihre Bedeutung. Ueber die Bedeutung der in den Jahren 1572 und 1604 erschienenen neuen Sterne sind z. B. sehr viele wichtige Schriften erschienen, deren Verfasser aber in ihren Ansichten weit auseinandergehen.

Anders verhält es sich mit den Cometen. Scheinbar ganz plötzlich steht ein heller Comet mit langem Schweif am Himmel, bewegt sich meist sehr rasch und verändert dabei fortwährend seine Gestalt, um allmählig wieder zu verschwinden. Schon die äußere, einer Ruthe ähnliche Gestalt der Cometen war geeignet, Furcht einzuflößen. Man betrachtete sie als Sinnbild einer von Gott den Menschen zur Warnung und Drohung vorgehaltenen Zuchtruthe. Jede Erscheinung eines Cometen bedeutete Unglück, namentlich verheerende Kriege, Pest, oder den Tod großer Herrscher. Nach einer jeden Erscheinung wurden die traurigen Ereignisse zusammengestellt, die alle der Comet angedroht haben sollte. Natürlich sind solche traurige Ereignisse jederzeit leicht zu finden, man glaubte aber immerhin, durch diese Nachforschungen die Bedeutungen der einzelnen Cometen finden zu können. Dieser Cometen-Aberglaube spielte eine große Rolle, namentlich beim Volke, wo er sich theilweise noch bis zum heutigen Tage erhalten hat. Noch über die schlimmen Bedeutungen des im Jahre 1834, also vor noch nicht 60 Jahren, erschienenen Cometen ist eine, allerdings anonyme Schrift im Druck erschienen.

Eine sehr große Rolle spielten ferner die Finsternisse, wenn auch weniger bei den Astrologen von Fach. Letztere erkannten wohl ihre Bedeutung an, da sie aber wußten, daß die Finsternisse nur durch die gegenseitige Stellung von Sonne und Mond veranlaßt werden, konnten sie dieselben ebenso behandeln, wie überhaupt die gegenseitigen Stellungen der Planeten zu einander. Im Volke war aber und ist noch jetzt die Furcht vor den Finsternissen eine sehr große. Als die totale Sonnenfinsterniß des Jahres 1887 in Rußland erwartet wurde, erhielten die Priester den Auftrag das Volk vorher darüber aufzuklären, daß dieses keineswegs ein Unglück bedeute. Obgleich dies vermuthlich überall geschehen ist, wenigstens gewiß an dem Orte (im Smolenski'schen Gouvernement), wohin ich zur Beobachtung der Finsterniß gereist war, konnte ich doch mit eigenen Augen die Furcht des Volkes vor diesem Naturereignisse sehen.

So sehen wir, daß die Astrologie entstand, theilweise aus dem Staunen und der Furcht vor seltsamen Naturereignissen, theilweise durch die Beobachtung wirklicher oder vermeintlicher Einwirkungen der Gestirne auf das Leben auf der Erde. Dazu kamen noch, wie schon erwähnt, religiöse Momente. Mehrfach wird in der Bibel erwähnt, daß Gott durch die Gestirne etwas andeuten oder androhen will. Denken Sie nur an den Stern der Weisen aus dem Morgenlande, an die Finsterniß bei der Kreuzigung Christi, an die Voraussagungen anderer Finsternisse für besonders hervorragende und schreckliche Ereignisse, ferner an das Wunder, das dem König Hiskia seine Genesung anzeigt. Denken Sie auch an die Zahl sieben, die Zahl der Wochentage, entnommen der Schöpfungsgeschichte, an die Siebenzahl der Planeten und die sieben Tage, die zwischen zwei auf einander folgenden Mondvierteln verstreichen. Darin konnte auch kaum ein Zufall gesehen werden. Es war demnach durchaus folgerichtig, wenn die Astronomen früherer Zeiten sich der Astrologie zuwandten und fest an deren Prophezeiungen glaubten. Man kann sich daher auch nicht darüber wundern, daß Melanchton Anhänger der Astrologie war. War doch Melanchton durchaus nicht ausschließlich Theologe, er war bekanntlich auch Philologe und außerdem, was weniger bekannt sein dürfte, sehr wohl in der Astronomie bewandert. Er gab ein damals schon altes astronomisches Lehrbuch mit einer eigenen geistreichen Einleitung heraus (*I. de Sacro Busto: Libellus de sphaera. Cum praefatione Phil. Melanchthonis. Witebergae 1538*), er schrieb die Vorreden zu einer größeren Anzahl von Werken mathematischen und astronomischen Inhalts und er verfaßte auch ein Lehrbuch der Physik

(*Doctrinae physicae elementa*. Basileae 1549). Das Wort Physik deckt sich hier nicht mit seinem heutigen Begriffe. Die Physik war ganz allgemein die Lehre von den Erklärungen der Naturerscheinungen und handelte daher auch von den Gestirnen und ihren Bewegungen. In dem genannten Lehrbuche bringt Melancthon eine sehr interessante Darlegung der philosophischen Grundlagen der Astrologie, worin er alle Gründe hervorhob, die ihn bewogen, an dieselbe zu glauben. Diese Gründe sind zum größeren Theile dieselben, wie die oben angeführten.

Durch das Vorhergehende glaube ich dargethan zu haben, daß die Astrologen durchaus nicht im Allgemeinen Betrüger waren, daß auch die Astrologie selbst nicht als ein Schandfleck in der menschlichen Geschichte angesehen werden darf. Sie war durchaus natürlich, so lange man die Erde als den Mittelpunkt ansah, für den die ganze übrige Welt geschaffen war. Nicht früher, als nachdem man sich dazu erhoben hatte, in der Erde nur einen ganz unbedeutenden unter vielen Millionen von Himmelskörpern zu sehen, konnte der astrologische Aberglaube verschwinden und einer richtigeren Naturphilosophie Platz machen.

Gewiß wird es unter den vielen Astrologen auch einige Betrüger gegeben haben, welche darauf ausgingen, den in der Kunst der Sterndeutung Unbewanderten gegen ihr besseres Wissen Sand in die Augen zu streuen, um möglichst viel von ihnen zu gewinnen. Die Regel war dies aber nicht, obgleich die Versuchung dazu eine recht große war. In der Zeit, als die Astrologie in Europa die tiefsten Wurzeln gefaßt hatte, gab es kaum einen gebildeten Menschen, der nicht wenigstens etwas von dieser Kunst verstand. Alle Herrscher und Fürsten hielten sich eigene Hof-Astrologen, die ihnen die Prophezeiungen sowohl im Allgemeinen für's Leben, als auch für einzelne bestimmte Ereignisse zu liefern hatten. Das Interesse, das damals ganz allgemein der Astronomie entgegengebracht wurde, hatte seinen Grund fast ausschließlich in der Astrologie. Durch letztere fanden die Astronomen hohe Gönner, während sie ohnedem fast verhungert wären. So sagt der berühmte Kepler, der selbst noch, wenn auch mit Einschränkungen, an die Astrologie glaubte, in einer Schrift (*Tertius Interveniens*) über dieselbe: „Es ist wohl diese Astrologia ein närrisches Töchterlin, aber lieber Gott, wo wolt ihr Mutter die hochvernünftige Astronomia bleiben, wann sie diese ihre närrische Tochter nit hette, ist doch die Welt noch viel närrischer, und so närrisch, daß derselben zu ihren selbst frommen diese alte verständige Mutter die Astronomia durch der Tochter Narrentandung, weil sie zumal auch einen

Spiegel hat, nur eyngeschwaht und eyngelogen werden muß. Und seind sonst der Mathematicorum salaria so seltsam und so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leyden müßte, wann die Tochter nichts erwürbe.“

Mit kurzen Worten will ich noch darauf eingehen, wie die astrologischen Voraussetzungen gefunden wurden. Wie gesagt, hatten die Planeten selbst Einfluß auf die Schicksale der Menschen, vornehmlich aber ihre gegenseitigen Stellungen zu einander. Ebenso hatten auch die Thierkreiszeichen ihre Bedeutung. Diese 12 Thierkreiszeichen waren zu Domänen der Planeten gemacht, derart, daß die Sonne und der Mond je ein Zeichen, die anderen fünf je zwei Zeichen regierten. So war der feurige Löwe der Sonne unterthan, der Krebs dem Monde, der Widder und der Scorpion gehörten dem Mars u. s. w. Ferner war jedem Planeten je eine Stunde des Tages unterthan und ebenfalls je ein Tag in der Woche. Daher stammen ja noch jetzt die Namen unserer Wochentage. Der Sonntag ist der Tag der Sonne, der Montag des Mondes. Der Name Dinstag hat nichts mit Dienst zu schaffen, sondern bedeutet Tag des Thius, des alten deutschen Kriegsgottes, also, was dasselbe ist, Tag des Mars (französisch Mardi). Beim Mittwoch ist der ursprüngliche Name verloren gegangen, im Englischen heißt er aber noch heute „Wednesday“, d. h. Tag des Wodan, des alten germanischen Gottes, der hier an die Stelle des Mercurus tritt (französisch Mercredi). Der Donnerstag ist der Tag des Gottes Thor, des Donnerers, des Jupiter (frz. Jeudi). Der Freitag ferner ist der Tag der Göttin Fria, der Venus (frz. Vendredi). Endlich heißt der Sonnabend in manchen Gegenden Deutschlands Samstag, eine Abkürzung von Saturnstag (engl. Saturday, frz. Samedi). Auch die Reihenfolge der Namen der Wochentage ist leicht zu erklären. Die erste Stunde des Sonnabend, und damit der ganze Tag, gehörte dem Saturn, die zweite, nach der oben mitgetheilten Reihenfolge der Planeten, dem Jupiter, die dritte dem Mars u. s. w. Fährt man so fort, so sieht man, daß die 22. Stunde wieder dem Saturn gehörte, die 23. dem Jupiter, die 24. dem Mars und die erste Stunde des folgenden Tages, des Sonntages, der Sonne. In dieser Weise erhält man die Tagesgebiete für alle Wochentage.

Wollte man einem Menschen seine Schicksale voraussagen, so war es erforderlich, das genaue Datum seiner Geburt, d. h. das Jahr, den Tag, die Stunde und womöglich auch die Minute zu kennen. Ferner mußte man wissen, an welchem Orte er geboren war. Aus diesen Daten konnte nun für die angegebene Zeit die Stellung der Planeten und die Stelle des

Thierkreises gefunden werden, welche im Momente der Geburt aufging. Hierauf wurde durch sog. Positionskreise nach Regeln, die hier zu erläutern zu weitläufig wäre, der Thierkreis in andere 12 Theile, sog. Häuser, getheilt, die aber einander nicht genau gleich waren, derart, daß das erste Haus dasjenige war, welches eben aufging, das 2. noch unter dem Horizont sich befand u. s. w. Diese Häuser zeichnete man sich meist in einer bestimmten, von den Arabern herrührenden Form auf und trug in diese Figur die berechneten Dexter der Planeten und die Lage der Thierkreiszeichen ein. Eine solche Figur wurde meist eine Himmelsfigur oder ein Horoskop genannt, und daher sprach man vom Stellen eines Horoskops oder einer Nativität, was nichts anderes bedeutet, als einem aus dem Stande der Gestirne sein Schicksal voraussagen. Die Stellung der Planeten in den einzelnen Häusern war von großer Bedeutung, namentlich der Planeten, welche sich im ersten Hause befanden. Ein dort befindlicher Planet war der Gebieter der Geburt und hatte auf die Schicksale des Geborenen den größten Einfluß. Befand sich kein Planet im ersten Hause, so war der das eben aufgehende Thierkreiszeichen regierende Planet der Gebieter der Geburt. Dann waren die gegenseitigen Stellungen der verschiedenen Planeten, die Aspecten, deren man gewöhnlich fünf unterschied, von Wichtigkeit. Befanden sich zwei Planeten in demselben Hause, so sagte man, sie seien in Conjunction mit einander, waren sie durch ein Haus getrennt, befanden sie sich etwa im 3. und 5. Hause, so schauten sie sich im Sextil-Schein an. Waren zwei Häuser zwischen ihnen, so standen sie in Quadratur zu einander und schauten sich im Quadrat- oder Geviertschein an. Waren drei Häuser zwischen den beiden Planeten, so sahen sie sich im Dreieck- oder Gedrittschein an. Waren sie endlich einander genau entgegengesetzt, also etwa der eine Planet im 1. und der andere im 7. Hause, so standen sie in Opposition zu einander. Jedem solchen Aspect wurde eine bestimmte Bedeutung zugeschrieben. Diese vielen verschiedenen Bedeutungen der Planeten in den Thierkreiszeichen und in den Häusern und ihrer Aspecte waren in astrologischen Werken tabellarisch geordnet, so daß man nach Fertigstellung der Figur das Horoskop leicht stellen konnte. Die Rechnungen, die man anzustellen hatte, um die Figur herzustellen, waren jedoch sehr complicirt und weitläufig. Sie erforderten ein tiefes und eingehendes Studium der Bewegungen der Planeten, also ein eingehendes Studium der Astronomie überhaupt. Noch heute, bei Benutzung der jetzt existirenden bequemen Tafeln, aus denen man die Stellungen der Planeten

entnehmen kann, wäre dazu, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, eine Rechnungsarbeit von mehreren Stunden erforderlich. In früheren Zeiten, als diese bequemen Hilfsmittel noch fehlten, muß die Rechnung ebensoviele Tage, wie jetzt Stunden, gekostet haben.

Häufiger noch als Nativitäten mußten die Astrologen Horoskope für bestimmte Ereignisse stellen. Wollte man z. B. erfahren, ob eine Reise glücklich verlaufen würde, so mußte man die Himmelsfigur für den Augenblick der Abreise aufstellen und die Aspecten, namentlich auf den Geburtsgebiete des Reisenden unternehmen. Auch für Kranke wurden Horoskope gestellt und oft genug richteten sich die Aerzte, die fast alle auch Astrologen waren, bei ihrer Behandlung nach dem Stande der Gestirne. Im Volke findet man auch jetzt noch vielfach den Aberglauben verbreitet, daß man, um gesund zu werden, gewisse heilkräftige Kräuter nur zu bestimmter Stunde und bei bestimmtem Stande des Mondes sammeln und genießen solle.

Eine wichtige Aufgabe der Astrologen war ferner das Herstellen der Kalender mit astrologischen Prophezeiungen der Witterung und wichtiger, das ganze Volk interessirender Ereignisse. Die alten Kalender sind daher sämmtlich mit astrologischen Prophezeiungen angefüllt und die noch heute in manchen Kalendern sich vorfindenden Wetterprophezeiungen und Bauernregeln beruhen zum Theil ursprünglich auf astrologischer Grundlage. Ein Beispiel dafür habe ich schon oben bei der Besprechung des vermeintlichen Einflusses des Mondes angeführt.

Eines der berühmtesten Horoskope, das je gestellt wurde, ist dasjenige, welches der berühmte Astronom Kepler dem großen Feldherrn im dreißigjährigen Kriege, Wallenstein, stellte. Wie der Mann selbst, ist auch die Figur eine ganz außerordentliche. Die beiden mächtigsten Planeten, Saturn und Jupiter, stehen in Conjunction im ersten Hause. Der Saturn ist der Gebieter der Geburt, sein böser Einfluß wird aber durch den Jupiter gemildert. Ihnen in Opposition, im Untergehen begriffen, stehen die Sonne und der Mercur, die mit einander gleichfalls in Conjunction sind. Für den festen Glauben Wallensteins an die Astrologie ist es charakteristisch, daß er zu den aus seinem Horoskop sich ergebenden Voraussetzungen eigene Randbemerkungen machte und diese 17 Jahre später (1625) Kepler zuschickte, damit derselbe zusehe, wie er sie mit dem Horoskop in Einklang bringen könnte. Unter Anderem hatte Wallenstein angeführt, daß er 1605 die Pest durchgemacht habe, welches Ereigniß durch's Horoskop nicht erklärt werden konnte. Kepler rechnete daher nach, wie dieser Fehler

wohl zu vermeiden sei, und gelangte zu dem Schluß, daß Alles in die schönste Harmonie kam, wenn er die Geburtszeit um $6\frac{1}{2}$ Minuten später ansetzte, als sie ihm mitgetheilt war, ein Fehler, der ja in der That leicht begangen worden sein konnte. Obgleich Kepler damals selbst nicht mehr an die Astrologie geglaubt zu haben scheint, mußte er doch auf Wallenstein's Veranlassung ein neues Horoskop unter Annahme dieser veränderten Geburtszeit stellen. Dasselbe ergab unter Anderem, daß Wallenstein sich vor dem März des Jahres 1634 hüten solle, da dann sein Leben bedroht sei. Wallenstein wurde am 25. Februar 1634, also nur wenige Tage vor dem angedrohten Termin, ermordet. Es ist gewiß nicht unmöglich, daß Wallenstein durch die drohenden Abspecten zu seinem bekannten Zaudern bewogen wurde, das ihn in den Tod trieb. Er wollte vielleicht, bevor er entscheidende Schritte unternahm, die angebrohte Zeit vorübergehen lassen. Gerade bei Wallenstein, der sich so viel mit der Sternedeutung befaßte und sich eigene Hofastrologen hielt, ist eine solche Erklärung sehr denkbar. Er verglich die Horoskope von Monarchen und anderen Fürsten mit dem seinigen und fand z. B. im Jahre 1629, daß die Horoskope des Königs von Dänemark und des Königs von Ungarn, späteren Kaisers Ferdinand III., dem seinigen feindlich seien. Ihr Glück würde mit seinem Unglück zusammenfallen und umgekehrt. Was den Ersteren betraf, war er ganz beruhigt, denn er bezog die Prophezeiung auf den soeben beendigten Krieg, in dem er geholfen hatte, den König von Dänemark zu besiegen. Um über die Bedeutung der bösen Abspecten in Bezug auf den König von Ungarn etwas Näheres zu erfahren, wandte er sich an Kepler, der ihn in dieser Hinsicht zu beruhigen suchte. Merkwürdig ist es immerhin und muß Wallenstein in seinem Glauben an die Astrologie bestärkt haben, daß im folgenden Jahre, 1630, auf dem Reichstage in Regensburg gleichzeitig der König von Ungarn zum römischen König gewählt und Wallenstein von seinem Oberbefehl abgesetzt wurde.

Zu derselben Zeit waren schon die Mauern des stolzen Gebäudes der Astrologie so schwer erschüttert, daß sie bald einstürzten. Während im 16. Jahrhundert nur wenige Stimmen gegen die Astrologie laut wurden, die überdies nicht viel Gescheides vorzubringen hatten, arbeitete ganz im Stillen ein Mann an der Untergrabung der Fundamente, auf denen diese Kunst aufgebaut war, ohne allerdings selbst daran zu denken. Dieser Mann war Nicolaus Copernicus. Er beraubte die Erde ihrer Stellung im Mittelpunkte der Welt, indem er sie selbst, ebenso wie die Planeten, sich

bewegen ließ. Die Erde behielt aber immer noch eine gewisse centrale Stellung im Planetensystem, indem Copernicus die Bewegungen der übrigen Planeten auf den Mittelpunkt der Erdbahn und nicht auf die allerdings in großer Nähe dieses Mittelpunktes befindliche ruhende Sonne bezog. Außerdem glaubten anfangs nur sehr wenige an das Copernicaniſche System, und so konnte die Astrologie noch einige Zeit zu blühen fortfahren. Da trat Kepler auf. Dieser merkwürdige Mann war selbst Astrologe, wenn er auch nicht an alle Einzelheiten der überlieferten Astrologie glaubte, sich vielmehr ein eigenes System dieser Kunst schuf. Es ist sehr schwer, vollständig in den Gedankengang Kepler's bei seinen Untersuchungen einzudringen und bisher ist noch keine vollständig genügende Darstellung der Wandlungen erschienen, die seine astronomischen und astrologischen Ansichten mit dem Fortschritte seiner Forschungen erfuhren. Seinem scharfem Verstande gelang es, nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten aller Art, die wahre Rolle, die unsere Erde im Sonnensystem spielt, zu entdecken. Sie ist ein Planet unter vielen anderen gleichberechtigten, sie hat nicht den geringsten Vorzug vor den anderen voraus. Weder ist sie der größte, noch der kleinste, weder der nächste, noch der entfernteste. Dieselben Gesetze, welche die Bewegungen der anderen Planeten regieren, regieren auch ihre Bewegung. Bei dieser Gelegenheit dürfen zwei große gleichzeitige wissenschaftliche Entdeckungen nicht vergessen werden, die auch viel zur Vernichtung der Astrologie beitrugen: die Erfindung des Fernrohrs und die Entdeckung der Grundlagen der Mechanik durch Kepler's großen Zeitgenossen Galilei.

Kepler, seiner Zeit der anerkannt bedeutendste Astrolog, gab in seinen letzten Jahren den Glauben an die Sternedeutung auf und warnte andere vor demselben. Nach ihm hat es keinen bedeutenden Astrologen mehr gegeben. Nach Kepler's Tode, verstummten die Astrologen allmählig, nur der Cometen-Aberglaube hielt sich noch lange und rief von Zeit zu Zeit astrologische Schriften hervor.

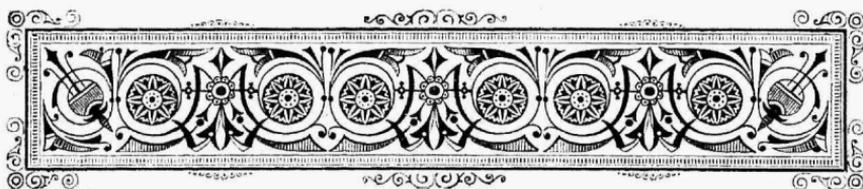
Nachdem die Astrologie scheinbar längst verschwunden war, trat plötzlich im Jahre 1816 ein Astronom, Hofrath Pfaff in Nürnberg, mit einem Werke über die Astrologie hervor. Er suchte diese Kunst wieder zu Ehren zu bringen und gab von 1816 bis 1823 astrologische Jahrbücher mit Prophezeiungen heraus, auch veröffentlichte er noch andere Schriften darüber, ohne allerdings Anklang zu finden. Es scheint, daß er geistig gestört war; frühere wissenschaftliche Arbeiten von ihm sind durchaus klar und nüchtern geschrieben. Doch war Pfaff noch nicht der letzte Astrolog.

Wie schon erwähnt, erschien noch über den Cometen von 1834 eine astrologische Schrift. Endlich trat noch 1858 ein gewisser Bogt in München, der sich Astrolog und Seher nannte, auf. Er fand sogar Anhänger, die seine Prophezeiungen und deren Erfüllung ausposaunten, doch gelang es ihm nicht, die Astrologie wieder zu Ehren zu bringen. Hoffentlich wird jetzt dieser Aberglaube nicht mehr auftreten. Jetzt, nachdem die von Kepler, Galilei und Newton gelehrten Wahrheiten längst Allgemeingut geworden sind, verdient die Astrologie wohl die Bezeichnung eines ganz unvernünftigen Aberglaubens, während sie in früheren Jahrhunderten, wie ich gezeigt zu haben glaube, durchaus berechtigt war und eine nothwendige Uebergangsstufe zu unserer heutigen Ansicht vom Bau des sichtbaren Weltalls bildete.

15 (27.) October 1893.

Dr. L. Struve.





Ein Ferienausflug an die persische Grenze¹⁾.

Tiflis, den 25. Jan. 1887.

Mancherlei Ungemüthlichkeiten und leider auch das doch wiedergekehrte Moldaufieber zwangen mich zu so langem Schweigen, da eben auf Papier gebrachte Klagen in der Ferne leicht mißverstanden und ihre Ursachen zu groß bemessen werden. Eben geht's mir freilich auch kaum erheblich besser, aber ewig darf man auch nicht pausiren, zumal Ihr ohnehin bald einige Monate lang auf Nachrichten von mir werdet verzichten müssen, denn hinten am Mittel- und Oberlauf des Amu-Darja kennt der Bochara und Afghane noch keine Postverbindungen²⁾. Doch die Reise dort ruht noch im Zukunftsschoße, wenn auch in nicht gar fernem. Vorläufig von jüngst Bergangenem. Wie Ihr aus meiner Postkarte erfahren, habe ich in der Weihnachtszeit auf eigene Faust eine Ferienreise gemacht, um durch Luftveränderung das Fieber zu dämpfen und in schönen mir fremden Gegenden neue Gesichtspunkte und Vergleichungspunkte zu sammeln. Da, durch ein gefährliches Augenleiden behindert, ich das letzte Schiff von Baku nach Persien hatte verpassen müssen, blieb mir nichts übrig, als mit der Bahn nach Adschikabul (unweit Bakus) zu fahren und von dort per Post mein Ziel, Lenkoran, zu erstreben. 176 Werst hatte ich hier durch nackte Steppe zurückzulegen,

¹⁾ Der Verfasser dieses Briefes, Dr. Alfred Walter aus Wolmar in Livland, damals Conservator am Kaukasischen Museum in Tiflis, starb als Assistent des Professors Ernst Haeckel in Jena am 2. Februar 1890.

²⁾ Der Verfasser stand kurz vor seiner zweiten Forschungsreise nach Transkaspien.

die dabei der verrufenste Theil des russischen Reiches ist, durch die wüste Mugan, dem Schauplatz der zahllosen Bluthaten, welche alljährlich hier die schweifenden Horden der Schachsewenzzen verübten. Erst im vorigen Jahre ist Ihnen endlich das Bluthandwerk ein wenig gelegt, indem mit Vereinigung aller Kosaken längs der persischen Grenze eine große Razzia abgehalten war. Es hat gewirkt, denn in diesem Jahr war noch fast nichts passiert und herrschte Ruhe um die spärlichen Ansiedelungen der Molokanen (russische Sektirer, die man als vorgehobene Kolonisten hier gewähren läßt, und die bisher mit selbstgeschaffener Bertheidigungsmiliz sich ständig gegen die genannten Grenzräuber zu wehren hatten). — Die Steppe übt lieblichen Reiz ja einzig im ersten Frühjahr, wenn sie sich mit Crocus, Zeitlosen, Tulpen und Iris bedeckt, ist sonst einförmig und langweilig, wenn auch die hiesige Steppe durch frischgrünende Grasnarbe sich sehr vortheilhaft von der Hungersteppe oder Lehmwüste Transkaspiciens unterscheidet. Ich mag sie überhaupt wegen ihrer großartigen Ruhe, die kein geschäftiges gehässiges menschliches Getriebe stört. Das einzige, was man von der Anwesenheit des Menschen sieht, ist hier und da mal eine Heerde stattlicher Fettschwanzschafe, oder ein in der eigenen Luft, besonders gegen die Dämmerung, gigantisch erscheinender reitender Tatare, dem das Auge mit einigem Mißtrauen bis zu seinem Verschwinden folgt. Selbst die Steppenthiere sind nicht lärmend, stören die Ruhe nicht. Still lauert der Steppenfuchs (auch am Tage) auf die ebenso stimmlosen Mager, und lautlos zieht in der Ferne ein Rudel zierlicher Antilopen zur Tränke. (Leider gelang es mir hier so wenig wie in Transkasprien, ein Stück dieses edlen Wildes zu schießen). Auch an Vogelstimmen hört man am Tage kaum etwas außer dem Ruf der Haubenlerche und nur Abends, jezt zur Winterzeit, hoch in den Lüften einige nordische Wanderer, unter denen sich namentlich die zahllosen Flüge der reizenden Rothhalsgans bemerklich machten. Interessant waren für mich auf der Strecke die zwischen Tataren eingesprengten Molokanendörfer mit ihrer eigenartigen Pionirbevölkerung, in sektirischer Abgeschlossenheit eigenartig entwickelt, hart und verb, ohne jede Form, jeden „Du“ nennend und keine Unterschiede kennend. Daneben die großen Fischereistationen am Unterlaufe der Kurà, die allerdings schon meist in Händen der Armenier (die noch weit schlimmer als Juden, jeden anderen todtmachen) sich befinden. — Am Südostrand der Mugan stellt sich dann im Südwest und Süd eine andere Begrenzung des Horizonts durch die bewaldeten Gebirge der persischen Grenze ein, während bisher das Auge auf nichts

als Steppe und Himmel stieß. Bei Lenforan tritt dieses Gebirge schon hart an die Küste des Kaspi heran. 20 Werst vor diesem Punkte machte ich für einige Tage Halt. Bei der einsamen Poststation Kumbatschinsk mündet eine Kette schmaler Küstenseen in's Meer und ist hier die ganze Ebene mit dichtesten Rohrwäldern bedeckt, die allmöglichem Sumpf- und Wassergeflügel Winterstation bieten. Eine Nacht und 1 $\frac{1}{2}$ Tage hatte ich nun schon im Wagen verbracht, da der tiefere Theil der Mugan von den Winterregen bodenlos erweicht war. Die Fahrt war wahrlich eine Tortour. Hier in der Steppe kennt man nicht einmal einen WagenföÙ im natürlich federlosen Tarantas. Parallel zur 4 Zoll hohen Holzlehne ist nur ein Stock eingespannt und dieser durch einige weite Maschen eines Strickes mit der Lehne verbunden. Nicht einmal Heu oder Stroh ist auf den Stationen zu bekommen, und ich führe auf meinen Touren auch nichts bei mir, als Microscop, Plinte und einen Sack mit Patronen und Sammelgläsern, was alles zum Sitz sich wenig eignet. So mußte ich schon die ganze Zeit auf den nackten Stricken schaukeln und war schließlich überhaupt zu sitzen außer Stande. Den ersten Tag war dazu noch weit quälender das furchtbare Mütteln für den fieberglihenden, schmerzhaften Kopf. Endlich ist auf den nur selten besuchten Stationen nichts zu erhalten, außer allenfalls Thee, den ich gering achte. Da die ersten Stationen von Tataren, also fanatischen Schützen, gehalten werden, kriegt man hier, und wohl im russischen Reich nur hier, nicht einmal einen Schnaps. Ich war denn schließlich so zermartert, daß ich eine endlich in einem Molofanendorfe für schweres Geld erstandene Flasche Branntwein auf einen Ruck bis über die Hälfte leerte, nur um die Pein des Disliser Fiebers zu dämpfen. In Kumbatschinsk war das Fieber wie weggewischt und kehrte in den zwei Wochen Aufenthalt im Talysch, trotz der Sümpfe dort, nicht wieder. Natürlich fühlte ich mich kannibalisch wohl und regte mich tüchtig. Ueber Tags wurde untersucht und gejagt trotz Nebel und Regen. Auch hier auf einsamer Station war nichts zu erhalten, aber Wild, Bekassinen und Enten gab's genug, und was brauche ich mehr? Die, am Spieß gebraten, sind ja ein lukullisches Nahrungsmittel, und hier war als einziges auch wieder Schnaps zu erhalten. In hellen Mondnächten saß ich oft bis zum Bauch im Wasser auf dem anziehenden Wasservogelanstand und schließ den Rest herrlich auf der Bretterpritsche, die Jagdtasche als Kopfkissen, drei Tage nicht aus den Wasserstiefeln kommend. Nachdem ich die Physiognomie der eignen Strandseen und der hiesigen Küste genügend aufgenommen, zog ich am vierten Weihnachtsfeiertag

(während bei Euch daheim der Weihnachtsbaum brannte, hockte ich im tiefen Sumpf von Talysh auf dem Anstand) nach Lenkoran und zwar in Begleitung eines recht netten Generalstabsofficiers, der auf einer Inspectionsreise auch in Kumbatschinsk mit mir gejagt hatte. Furchtbare Regen hielten mich dort zwei Tage in dem Städtchen gefesselt, dem letzten vor der persischen Grenze, dem letzten von Europäern besetzten Punkte. Natürlich wurden die ganz versumpft, denn die Gesellschaft auf solchem Posten ist wahrlich wenig europäisch und gestattet keine hohen Anforderungen. Aber auch hier stieß ich auf eine Menge deutscher und speciell engerer Landsleute. Mit meinem Kumpan fuhren wir direct beim Baron T. vor und nißten uns bei ihm ein (derselbe versteht trotz des Namens freilich kein deutsch mehr). Bei ihm saßen am Tische noch Baron B. und Dr. F. (ein Kur'scher), und in einer Stunde waren wir frisch angekommenen Gäste denn auch schon gründlich präparirt. Nun hieß es, muß man in den Club, wo heute „Ball“ ist. Wo anders wäre ich nun schon sicher nicht mehr in einen Club, geschweige denn auf einen Ball gegangen, aber in Lenkoran durfte ich es mir schon erlauben. Doch im Jagdrock und schmutzigen Wasserstiefeln ging es doch nicht. Der Dr. F. ließ aber sofort aus seiner Wohnung einen schwarzen Anzug beschaffen. Freilich konnte ich zweimal durch denselben kriechen, aber es war doch ein schwarzer Anzug, und das genügte. In Lenkoran giebt es zwei Clubs, einen alten bürgerlichen und einen ganz neuen militärischen, der erst vor Kurzem entstanden war, seit ein Kosakenbataillon hinversetzt war. Nur letzterer besitzt die Militärmusik und gestattet der nicht, in den bürgerlichen zu gehen, um Alle zu sich zu zwingen. Dafür besitzen nur die Bürger, d. h. Beamten u., Damen und hatten abgemacht, nicht in den Militärclub zu gehen, worauf dort ohne Damen nicht getanzt werden könne. Allein kaum hatte am ersten Abend bei den Officieren die Musik begonnen, so waren alle Beamtenfrauen dorthin gesaußt und ihre treuen Ehegatten natürlich voll nicht unbegründeter Besorgniß hinterher, so daß doch der Militärclub obenauf war. Nur der Baron B. und Dr. F. hielten ihr deutsches Wort und sitzen nun allabendlich allein im bürgerlichen Club und zechen sich aus Verzweiflung zu zweit allabendlich dudeldick an. Na, wir gingen erst zu diesen, verstärkten die Ladung und dann auf den Ball, der, so beiläufig auf wechselreicher Reise mitgenommen, wahrlich ergötzlich war. Eines darf ich dabei Lenkoran nicht abprechen, daß man nämlich schwer an einem anderen Orte unter einer so geringen Zahl von Damen — Lenkoran besitzt nur 2 junge Mädchen

und etwa ein Duzend junger Frauen — eine solche Zahl — etwa $\frac{3}{4}$ von allen — hübsche Gesichter finden wird. An mich machte sich bald ein flebrigcr Armenier und bat, mir eine Dame weisend, nur auf sie, die Frau des Procureurs, zu blicken und dann zu entscheiden, ob er nicht Recht hätte, wenn er stets behauptete „das ist reines Rangjeft“ (er glaubte das Wort so französisch auszusprechen). -- Ein ander Bild: Am dritten Tage hatte ich einige Officiere bewogen, mit mir eine Saujagd in den nahen endlosen talyscher Urwäldern in den Vorbergen des Elbrus zu unternehmen, und sollte sich die kleine Gesellschaft mit den 6 vorhandenen Hunden Abends vor der Jagd in einsamem Kohlenmeiler versammeln. Da ich ja alles zu Fuß mache und den Urwald mir mit Mühe ansehen wollte, beschaffte ich mir einen tatarischen Führer und marschirte nun dorthin. Die etwa 10 Werst waren keine Kleinigkeit, da das ohnehin berühmt sumpfige schmale Tiefland am Gebirgsfuß jetzt völlig grundlos war. Wie wunderbar aber der Wald, aus lauter subtropischen, selbst dem südlichen Kaukasus völlig fremden Baumformen gebildet, deren lateinische Namen Euch freilich wenig nützen. Alle diese umwoben von Lianen, echten Neben von kolossaler Stärke und 50—70 Fuß hoch rankend, zc. Da es die letzte Zeit meist bis 15° Wärme gegeben, deckte den Boden ein Teppich blühender Schneeglöckchen und Alpenveilchen (*Cyclamen persicum*), wie in Lenforan die Gärten von blühenden persischen Rosen prangten, wahrlich ein freundlich Bild zu Weihnachten. Auch konnte ich auf dem Wege die Ansiedelungen des nicht uninteressanten talyschen Volkes kennen lernen, leider aber nicht eine Hochzeit mitmachen, zu der ich in einem Dorfe gleich durch die ganze Gesellschaft mit Gebärden gedrängt wurde; denn es begann schon zu dunkeln, und der Rest des Weges mußte rasch absolvirt werden. Am andern Tag gab's schöne Strauja, wenn auch nicht großen Erfolg. Die Eberjagd hat für mich großen Reiz. Was ist dagegen unsere lumpige Hasenjagd? Die Eberjagd spannt doch, wenn das Jagen näher und näher, ja ganz nahe kommt und immer noch kein Bild, da der Eber, seiner Kraft bewußt, nur dicht vor den Hunden geht und in den wüsten Dickungen oft 10 Schritt vom Jäger passiren kann, ohne daß man ihn sieht, dann endlich wird das unverkennbare Trappen vernehmbar, und endlich erscheint im Dickicht ein mächtiger pechschwarzer Schatten, zuletzt dicht vor einem der dunkle Kolosß mit hochgestäubtem Rückenamm, eifertig vorbeigleitend. Nun heißt es rasch und sicher feuern, denn der Borstenträger nimmt menschliche Unliebenswürdigkeit gern übel und kann dann sehr unangenehm werden, zumal das

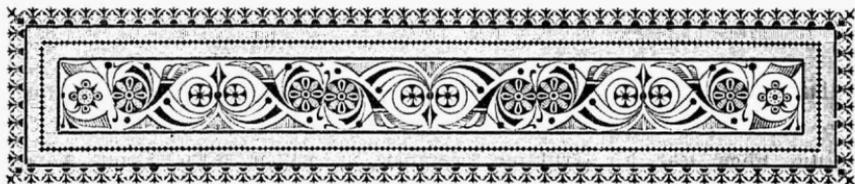
dichte, verrankte Stangenholz jedes Ausweichen im Nothfall unmöglich macht. Ich hatte auch hier Glück und streckte einen auf mich kommenden Eber im Feuer. Außerdem wurde nur noch einer erlegt. — Endlich für die letzten zwei meiner Ferientage marschierte ich wieder nach Kumbatschinsk, wo es mir anfangs nicht gelungen war, den seltensten dort hausenden Vogel, ein Sultanshuhn, zu erbeuten. Es ist das ein riesiges Wasserhuhn von prachtvoll blauer Farbe mit karminrothem kurzem, aber fast einen Zoll hohen Schnabel und fast einen halben Fuß langen Zehen, eine der eigenthümlichsten Erscheinungen der Vogelwelt. Diesmal ergatterte ich auch einen mächtigen Hahn nebst mancherlei anderem Wilde, worunter auch im Doublet 2 weiße Silberreiher. — Dann eilte ich wieder nach Lenforan, um mit dem Dampfer in der Neujahrsnacht die Rückreise anzutreten. Allein heftiger Sturm gestattete diesem nicht, bei Lenforan anzulegen, und ich sah mich so schon genöthigt, auch zurück den Landweg zu wählen, so empfindlich das für meinen schon recht erleichterten Beutel wurde. Das Wetter war umgeschlagen, mit dem Sturme war Schneefall eingetreten, dem ich indes bei der Abfahrt natürlich keine Beachtung schenkte, nicht ahnend, was asiatische Extreme noch unter dem 38.—39. Breitengrade zu bringen vermögen. Nachdem 2 Stationen hinter mir lagen, brach ein echter sibirischer Schneesturm los. Am hellen Tage konnte man nicht weiter als 2 Schritte sehen, und nach drei Stunden reichte der Schnee den Pferden fast bis zur Brust. Anfangs war der Schnee naß, dann setzte Frost ein und ließ die durchweichten Kleider hornsteif gefrieren. Kein Anhaltspunkt für Richtung und Weg war zu finden und ich daher bald völlig in der endlosen Steppe verirrt. Hierhin und dahin wandte der Postknecht, hoffend, ein Tatarendorf oder die Telegraphenlinie zu finden, alles umsonst: wir waren weit abgeirrt. Die Nacht brach herein, die Glieder erstarrten, die Pferde ermatteten, bald hier bald da in einen Bach stürzend, mühsam im Schnee sich fortwühlend. Endlich brachen sie zusammen. Die Wuth des Schneesturmes nahm dabei eher zu, als ab. Als ich ausstieg, waren meine Beine schon so weit erstarrt, daß ich nicht stehen konnte und durch Reiben und Stampfen das Blut erst wieder in Bewegung setzen mußte. Abspannen konnten wir nicht, die Finger waren zu steif, und nur mit Mühe gelang es, die Strängen abzuschneiden. Damit Pferde und wir nicht erfrieren, versuchten wir's mit Reiten, Wagen und Sachen liegen lassend, bis mich mein Pferd nicht mehr tragen konnte. Nun gings zu Fuß in dem bis zur Brust reichenden Schnee vorwärts, mit furchtbarer Anstrengung. Gar lange

war es nicht möglich, die Kräfte schwanden, und lähmende Schlassucht war kaum mehr abzuwehren. Schon machte ich den Revolver parat, um eins der Pferde zu erschießen und dann mich in den geöffneten Leib an Stelle der Eingeweide zu bergen, wo die Blutwärme des Thieres auf eine Reihe von Stunden vor dem Erfrieren schützt. Vielleicht ließ sich am nächsten Tage bei Helle dann Rettung finden, wenngleich die Hoffnung nicht groß war. Da plötzlich ertönte Hundegebell ganz in der Nähe und ließ nochmals alle Kraft anspannen. Die Ermattung war indeß schon so groß, daß die brausenden und summenden Ohren nicht mehr unterscheiden konnten, woher der Ton kam, und wir über eine Stunde uns um einen Kosakenposten herumgedreht haben, ohne ihn finden zu können, bis ich endlich an einen Zaun rannte und nun dahinter das Haus sichtbar wurde. Es war die höchste Zeit, da die Erschöpfung bereits den höchsten Grad erreicht hatte. Die Kosaken zogen mir die gefrorenen Kleider ab und belebten mich mit Brantwein und warmer Decke, während eine Kosakenfrau den Postillon restaurirte. Mein langes Haar war mit meinem Jagdhut so zu einem Eisklumpen zusammengefrören, daß letzterer durch Klopfen abgelöst werden mußte. Am nächsten Morgen gelang es den reitenden Kosaken unfern in der Steppe (wir waren lange im Kreise geirrt) den kaum mehr aus dem Schnee vorragenden Wagen zu finden und auszuschaufeln, worauf ich in die nahe Station geführt wurde. Dort erhielt ich eine Art Schlitten, doch mußten für mich allein 5 Pferde vorgespannt werden und außer dem Kutscher noch vorn ein Mann, den Weg haltend, reiten. Trotzdem fuhren wir den ganzen Tag, um eine Station von 23 Werst zurückzulegen. Von da ab war der Schnee etwas weniger tief, der Weg aber doch entsetzlich, so daß ich im ganzen 5 Tage auf 176 Werst verfuhr. Dank meiner zähen Natur hatte ich mir aber nicht einmal einen Schnupfen zugezogen und war auch noch die erste Woche in Tiflis fieberfrei. Dann kam die verdamnte Malaria wieder, vor der ich mich in Tiflis eben nicht zu schützen vermag. Die hiesige Luft scheint mir eben gar nicht zu bekommen. — Jetzt bin ich sehr scharf beschäftigt, um allmögliche Arbeiten im Museum vor meiner Reise abzuschließen. Hoffentlich komme ich zu derselben am 22. Februar. Jedenfalls richte ich alles zu diesem Termine ein. Herrlich, wenn es auskommt! Ich verspreche mir treffliche Erfolge, da ich ja jetzt für Asien schon geschult, mit viel schärferem Blick und Kritik an die Forschungen gehe, allenthalben schon weiß, wo der Schwerpunkt jeder Frage liegt. Zudem komme ich dann gerade in den herrlichsten Frühling hinein, der

selbst in der Wüste schön ist.¹⁾ — Nach ungewöhnlicher Kälte — einmal bis 6 oder 7^o in der Nacht — und tüchtigem Schnee scheint hier in Tiflis schon jetzt der Frühling beginnen zu wollen. Die Sonne wärmt wenigstens schon bedeutend und wird wohl bald die ersten Weilschen vorlocken. Gräulich ist nur der bodenlose Schmutz, der hier jetzt ständig die Straßen füllt. Von den die Stadt eng umschließenden Höhen rieselt alles hernieder und macht einem faktisch jedes Ausgehen fast unmöglich. Aus der Stadt heraus komme ich jetzt freilich überhaupt nicht: es giebt eben zu viel zu thun Doch genug für heute!

¹⁾ Die Resultate dieser Forschungsreise, die der Verfasser allein unternahm, wie auch der im vorhergehenden Jahre unter Leitung des Dr. Radde in Tiflis ausgeführten, werden in dem von Dr. Radde edirten Reiseswerke über Transkaspien niedergelegt, von welchem der letzte Theil noch aussteht und dem Andenken Dr. Walters gewidmet werden soll.





Notizen.

Ein ungedruckter Brief L. v. Ranke's, mitgetheilt von Friedrich von Keußler.

Der Brief stammt aus der Autographensammlung einer Dame und ist an den vor Kurzem verstorbenen Prager Professor Dr. Anton Gindely gerichtet; als Beitrag für die so sehr verwickelte und vielumstrittene Wallenstein-Frage wäre seine Veröffentlichung in der von Alfred Dove gebotenen Sammlung von Ranke's „Ausgewählten Briefen“ durchaus erwünscht gewesen (L. v. Ranke's sämtliche Werke, Band 53 und 54: „Zur eigenen Lebensgeschichte“, herausgegeben von Alfred Dove, Leipzig 1891). Der Ranke'sche „Wallenstein“ ist im Jahre 1869 erschienen. Megele giebt in seiner „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus“ lediglich das allgemein herrschende Urtheil wieder, wenn er Seite 1053 bemerkt: „Das Räthsel von Wallensteins Schuld und Ende hat Ranke wohl insofern gelöst, als es überhaupt gelöst werden kann“. Ranke nämlich hat dem sog. Verrath Wallensteins eine ideale Seite abzugewinnen gewußt. Von einem wirklichen „Verrath“ könne schon um deswillen nicht die Rede sein, weil der kaiserliche Feldherr vor Uebernahme des zweiten Generalats sich unter Anderem das Recht ausbedungen habe, nach eigenem Belieben im Namen des Kaisers auch mit dessen Feinden Verträge und Frieden schließen zu dürfen; seine Absicht sei sehr wahrscheinlich die gewesen, gegen Aufgabe des berüchtigten Restitutionsedicts von 1629 sich mit den deutschen Protestanten zu verständigen und, mit ihnen vereint, sich gegen die Schweden und Franzosen zu wenden. Ueberraschend ist es, daß nach alle dem Wallensteins ganzer Plan sogar

als ein patriotischer bezeichnet zu werden verdient! Als Grundlage für diese Lösung hat Ranke vor Allem die von ihm in Wien aufgefundenene Schrift des Wallensteinschen Unterhändlers Saszyna Raschin gedient, desselben, welcher aus der Schiller'schen Trilogie unter dem Namen „Sesin“ bekannt ist. — Gindely ist anderer Meinung gewesen: er hat in Wallenstein nur den Verräther gesehen. Sein größeres, unvollständig gebliebenes Werk über die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ (Prag 1869) ist nicht bis zu Wallensteins Untergang gediehen, und hier gerade hat er seine abweichende Auffassung eingehend begründen wollen. Andererseits spricht Gindely in seiner weit kürzer gehaltenen, populären Darstellung des „Dreißigjährigen Krieges in drei Abtheilungen“ (drei Bändchen, 1882 bis 1884 — im Sammelwerk „Das Wissen der Gegenwart“) ausdrücklich von der „Schuld“ des Friedländers, ohne jedoch schon hier mit einer umständlichen Beweisführung operiren zu können.

Nach allem Angedeuteten erscheint der vorliegende Brief als ein interessantes Material für die Geschichte des für die einschlägigen Fragen epochemachenden Rankeschen „Wallenstein“. Derselbe lautet:

„Hochgeehrter Herr Professor!

Für Ihre Mittheilungen über Wallenstein bin ich Ihnen sehr dankbar Namentlich ist der zuverlässige Druck des Berichtes Saszyna Raschin für mich von vielem Werth, wie Sie einmal sehen werden. Mit Vergnügen erinnere ich mich des Gespräches, das ich mit Ihnen im Archiv zu Wien über den Gegenstand hatte. Doch könnte ich nicht sagen, daß die französische Depesche, für deren Mittheilung ich ebenfalls zu danken habe, meine Ansicht erschüttert hätte: Solche Dinge wurden gesagt und könnten gesagt werden, ohne darum wahr zu sein. Wollen Sie mich noch in letzter Stunde befehlen, so müssen Sie mir noch einige andere Mittheilungen aus Ihren Papieren aus Samankas¹⁾ machen — auch ein Blatt, das Sie damals in einer Wiener Zeitung publicirt haben, habe ich nicht erhalten können, und Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie es mir schicken wollten. Schade für mich, daß Ihre Geschichte des dreißigjährigen Krieges nicht bereits erschienen ist. Ich kann jedoch mit meiner Publica-

¹⁾ In Spanien. Hier befindet sich das selten reichhaltige General-Archiv von Leon und Castilien, und in diesem beispielsweise auch die Proceßacten des Don Carlos, dessen Lebensgeschichte gleichfalls von Ranke dargestellt ist.

tion nicht länger zögern. Sie können vielleicht den einen oder den anderen Gesichtspunkt daraus entnehmen.

Hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener

Leop. v. Ranke.

Berlin, den 30. December 1868.“

Lenz in Briefen von Dr. F. Waldmann. Zürich 1894. Verlag von Sterns literarischem Bülletin der Schweiz.

Wieder ein Beitrag zur Lenz-Literatur. Das ungünstige Geschick, welches über dem Leben des unglücklichen Dichters gewaltet, scheint sich auch auf die vielfachen Versuche, sein Andenken zu erneuern, sein Bild in das wahre helle Licht zu stellen und seine Dichtungen und literarischen Ueberreste vollständig zu sammeln, zu erstrecken. Dr. Dumpf, Jedor v. Sivers, Wendelin v. Maltzahn und andere Verehrer und Forscher haben sich Jahre lang mit Lenz beschäftigt und sind theils über der Arbeit hinweggestorben oder haben sie zuletzt wieder aufgegeben. Eine große Menge einzelner Schriften und Schriftchen handelt über Lenz nach den verschiedensten Richtungen hin und die Literatur über ihn ist so zerstreut und zersplittert wie nur denkbar. Die vielgeschmähte Ausgabe der Schriften Lenz's von Dieck ist noch immer unentbehrlich, da sie die meisten dramatischen Werke des Dichters und den größten Theil seiner übrigen Schriften enthält. Lenz's lyrische Gedichte und seinen dramatischen Nachlaß besitzen wir jetzt in den vorzüglichsten Ausgaben von L. Weinholt, sie verstärken aber nur das Verlangen nach einer vollständigen, sorgfältig und kritisch veranstalteten Ausgabe der gesammten poetischen Hinterlassenschaft des größten Dichters, den das baltische Land hervorgebracht. Doch dieser Wunsch wird wol so bald noch nicht in Erfüllung gehn. Die zahlreich erhaltenen Briefe von Lenz, die für das richtige Verständniß seines Charakters und seiner Persönlichkeit unentbehrlich sind, befinden sich an den verschiedensten Orten und sind theils in Zeitschriften und Briefsammlungen zerstreut veröffentlicht worden, theils noch ungedruckt. Da ist denn eine Sammlung, wie die vorliegende, mit Dank zu begrüßen. Zwar keine vollständige Ausgabe der erhaltenen Briefe von Lenz wird uns hier geboten, das lehrt das kleine Bändchen auf den ersten Blick und der Herausgeber erklärt ausdrücklich in seinem Vorwort, daß er nur die significanten Stellen des Briefwechsels mitgetheilt habe; dafür erhalten wir aber auch nicht bloß Briefauszüge von

Lenz, sondern auch alle dem Verfasser bekannt gewordenen Aeußerungen über Lenz in kürzeren oder längeren Excerpten. Man kann Waldmanns Arbeit als eine Art von Chrestomathie aus Lenz' Briefen und zugleich als Briefregesten zu Lenz' Leben bezeichnen. Die Schrift ist ein schätzenswerther Beitrag zur Lenz-Literatur, wenn sie natürlich auch eine vollständige Ausgabe der Briefe des Dichters nicht ersetzen kann, sondern vielmehr erst recht wünschenswerth macht, denn „die sentimentalen, seitenlangen Ueberschwänglichkeiten und Herzensergießungen, wie sie damals unter Freunden und Bekannten im Schwange waren“, von denen der Herausgeber meint, daß sie heutzutage kein Interesse besitzen, gehören doch ganz wesentlich zum eigenthümlichen Charakter der Briefe und ihrer Verfasser und lassen die einzelnen Stellen erst im rechten Lichte erscheinen. Auch werden die Urtheile darüber, was wesentlich oder unwesentlich ist, was mitgetheilt zu werden verdient und was weggelassen werden kann, allezeit sehr von einander abweichen. Der Herausgeber hat es selbst gefühlt, daß sein Büchlein streng wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt und hat es daher in erster Reihe für gebildete Lenz-Freunde bestimmt. Aber für diese enthält es, unseres Erachtens wieder zu viel, denn was sollen sie mit trockenen Notizen, wie „Lenz an seinen Vater, Lenz an seinen Bruder, Riga, Stadtbibliothek“ anfangen. Waldmanns Bemerkung, Lenz' Schriften seien noch immer sehr lesenswerth, erscheint uns etwas naiv, denn für diejenigen, welche etwas von Lenz wissen und sich mit ihm beschäftigen, ist das ja selbstverständlich. In der dem Büchlein vorangeschickten Zeittafel über Lenz' Leben und Schriften vermissen wir „die sicilianische Besper“ und andere Schriften aus seiner späteren Zeit. Die meisten Briefe, von denen wir hier Auszüge erhalten, sind gedruckt, von den bisher ungedruckten ist der weitaus größte Theil den handschriftlichen Schätzen der Rigaer Stadtbibliothek entnommen; es finden sich darunter sehr werthvolle und interessante Stücke, so vom Vater und den Brüdern des Dichters und von Boie. Zu bedauern ist es, daß gerade von den Briefen aus Lenz' letzten Jahren keine Auszüge gegeben sind. Beiläufig sei bemerkt, daß sich noch manche ungedruckte Briefe von Lenz in Livland befinden. Trotz den von uns gemachten Ausstellungen, können wir Waldmanns Büchlein Allen, die sich für Lenz interessieren, empfehlen und wünschen, daß der hohe Preis desselben seiner Verbreitung nicht im Wege stehen möge! —h—

Zwei neue Schriften zur Geschichte unserer Landesuniversität sind jüngst erschienen und liegen uns vor:

- A. Hasselblatt: Die Ehrenlegion der 14,000 Imatriculirten und
 A. v. Gernet: Das Ringen des landsmannschaftlichen und burschenschaftlichen Princips, eine historische Skizze.

Der Titel von Hasselblatts Schrift erscheint uns nicht eben glücklich gewählt und dazu wenig geschmackvoll. Es werden darin die siegreichen Bewerber um die goldenen und silbernen Medaillen, bei der jährlichen Preisvertheilung am 12. December nach dem Album Academicum zusammengestellt, nach den Facultäten gruppirt, die Gründe des zu verschiedenen Zeiten größeren oder geringeren Eifers in der Preisbewerbung erörtert, endlich Einiges aus den Lebensläufen und über die Herkunft der Preisgekrönten zusammengestellt und zum Schluß ein genaues Personenregister hinzugefügt. Die Arbeit ist mit der bekannten Sorgfalt und Genauigkeit des Verfassers gemacht, aber gegen den Grundgedanken der ganzen Schrift müssen wir Einsprache erheben. Wenn die Bezeichnung „Ehrenlegion“ einen bestimmten Sinn haben soll, so kann es doch nur der sein, daß die hier aufgeführten Sieger in der Preisbewerbung die ausgezeichnetsten und hervorragendsten unter den 14,000 Imatriculirten gewesen sind. Dies stimmt aber durchaus nicht mit der Wirklichkeit und mit den Thatfachen überein. Unter den Angehörigen der „Ehrenlegion“, finden sich viele Namen nicht, deren Träger zu den bedeutendsten und angesehensten Persönlichkeiten unseres Landes gehören, so, um nur einige anzuführen, K. E. von Baer, Bischof F. Walter, Otto Müller, Victor Hehn, Moritz v. Engelhardt, Ernst v. Bergmann, alles Männer, die allein eine „Ehrenlegion“ bilden könnten. Die Angeführten allein schon widerlegen die Vorstellung, als ob die preisgekrönten Medaillengewinner die wissenschaftliche Elite der Studentenschaft bilden. Und andererseits wie viele obscure Leute, die nach Erlangung der goldenen oder silbernen Medaille nie etwas Nennenswerthes in der Wissenschaft oder im praktischen Leben geleistet haben, finden sich unter dieser „Ehrenlegion“. Der Verfasser ist in der consequenten Durchführung der von ihm gewählten Bezeichnung dazu geführt worden von Großmeistern und Oberofficieren und Offizieren seiner „Ehrenlegion“ zu sprechen. Von den ersten, d. h. denjenigen Studirenden, welche mehrmals die goldene Medaille gewonnen, sollte man wohl annehmen, daß sie Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der

Wissenschaft geleistet und nun sehe man, wie in Wirklichkeit nach des Verfassers eigener Darstellung ihr späteres Leben den auf sie gesetzten Erwartungen entsprochen hat! Der Eine ist als Kreisarzt in der Vergessenheit gestorben, der Andere ist sein Lebenlang Privatlehrer gewesen, ohne sich später je durch die geringste wissenschaftliche Leistung hervorzuthun, der Dritte war ein hochgebildeter, im politisch-praktischen Leben ausgezeichnete Mann, aber von der Wissenschaft hat sein späteres Leben fernab gelegen. Ähnliches gilt von vielen andern Angehörigen der „Ehrenlegion“. Auch haben oft Männer, die in ihrem späteren Leben eine große und glänzende Wirksamkeit entfaltet, sich bei der Preisbewerbung mit einer geringeren Auszeichnung, der silbernen Medaille, begnügen müssen, während Andere, deren Name nur bei dieser Gelegenheit aufglänzte, einen höhern Preis davongetragen haben. Dafür ist ein schlagendes Beispiel der Begründer und Altmeister der baltischen Rechtsgeschichte und Rechtskunde, F. G. v. Bunge, und was bedeuten doch gegen diesen Einen die meisten vor und nach ihm in der juristischen Facultät mit der goldenen Medaille Gefrönten! Natürlich finden sich unter den Medailleempfangern in jeder Facultät einige bedeutende und durch ihre spätere wissenschaftliche Thätigkeit bekannt und berühmt gewordene Namen, aber diese beweisen nicht die Richtigkeit der Annahme, daß die Gesamtheit der Preisgefrönten die wissenschaftliche Elite unter den Studirenden der Universität darstelle. Gewiß wird die eifrige Bearbeitung aufgestellter Preisfragen im Allgemeinen als ein Zeichen regen wissenschaftlichen Sinnes und des in einer Studentengeneration herrschenden Fleißes und angeregten geistigen Interesses angesehen werden dürfen, aber man muß sich doch hüten, die Bedeutung solcher Preisarbeiten zu überschätzen. Wie oft wirken recht äußerliche Motive bei der Bewerbung mit, manchmal wird auch ein Thema grade mit Rücksicht auf bestimmte Personen, von denen man weiß, daß sie sich mit dem Gegenstande beschäftigen, gestellt, oft wird mehr der große Fleiß, als das wissenschaftliche Verdienst der Arbeit gekrönt. Andererseits lassen sich grade selbstständige Geister am wenigsten durch äußere Einwirkung in dem Gange ihrer Studien beeinflussen oder dieselben durch ein gestelltes Thema nach einer ihnen augenblicklich nicht zusagenden Richtung bestimmen. Man wird daher sagen müssen, daß die erfolgreiche Preisbewerbung wohl Fleiß und Eifer, aber, an und für sich, glänzende Ausnahmen natürlich abgerechnet, besondere wissenschaftliche Begabung und spätere wissenschaftliche Tüchtigkeit der Gefrönten durchaus noch nicht beweist und verbürgt. Interessant wäre eine

Zusammenstellung der Preisgekrönten nach den Corporationen und der Nachweis wie viele von ihnen Wilde gewesen. Aus dem Album ließe sich das natürlich nicht nachweisen und für die ältere Zeit wäre eine solche Constatirung wohl kaum möglich, aber für die letzten 60 Jahre könnte sie sicherlich durchgeführt werden. Es würden sich daraus manche nicht uninteressante Schlüsse auf das wissenschaftliche Leben in und außerhalb der Corporation ergeben. In der Darstellung des Verfassers fällt ein gekünstelter Humor und ein gesuchter Witz nicht selten unangenehm auf; Wendungen wie „Medaillen-Chimborasso, Medaillen-Bacillus, Medaillonäre, Medaillen-Ansteckung“, wollen uns durchaus nicht gefallen. Statistische Darlegungen wie die vorliegenden sollten stets in der einfachsten und schlichtesten Form gegeben werden.

A. v. Gernet's Schrift ist ein dankenswerther, wohlgelungener Beitrag zur Kenntniß und Geschichte der Studentenverhältnisse auf unserer Landesuniversität. A. v. Gernet, der jüngst eine Geschichte der Estonia verfaßt hat, zeigt sich überall mit den Quellen vertraut und man bedauert nur, daß er den Gegenstand nicht ausführlicher behandelt und weil seine Arbeit ursprünglich in einer Zeitung veröffentlicht worden ist, die genauere Nachweise nicht hat mittheilen können. Niemand, auch derjenige nicht, welcher sich mit den in der vorliegenden Schrift, behandelten Dingen beschäftigt hat, wird das Büchlein ohne Befriedigung und mannigfache Belehrung aus der Hand legen. Wie in einem Spiegelbilde läßt sie den immer erneuten Kampf des landsmannschaftlichen mit dem burschenschaftlichen Princip in unserer Studentenwelt an uns vorüberziehen, bis das Erstere den vollständigen dauernden Sieg errang. Ob die mit diesem Siege verknüpften Gefahren des gesteigerten Particularismus, die der Verfasser sehr richtig kennzeichnet, im Laufe der Zeit wirklich ganz überwunden worden sind, wie er meint, darüber wird man, je nach dem verschiedenen Standpunkt der Beurtheilung, verschieden denken. Wir müssen A. v. Gernet das Zeugniß geben, daß er ohne seinen landsmannschaftlichen Standpunkt zu verleugnen, die entgegengesetzten Bestrebungen objectiv und unbefangen behandelt. Im Einzelnen wird man natürlich manchmal anderer Meinung sein können. Sehr richtig bezeichnet A. v. Gernet das Jahr 1821 als epochemachend in der Geschichte unserer Studentenwelt, weil damals das landsmannschaftliche Princip den Sieg über die burschenschaftlichen Ideen davontrug. Hieran anknüpfend möchten wir kurz unsere von dem Verfasser abweichende Auffassung der allgemeinen Burschenschaft in den Jahren 1819—1821 betonen. Sie

erscheint uns als etwas wesentlich von allen früheren ähnlichen Versuchen Verschiedenes und hat sich unter direktem Einfluß der burschenschaftlichen Idee in Deutschland gestaltet. Der christlich-germanische Geist der deutschen Burschenschaft war ihr keineswegs so fremd, wie der Verfasser meint, das lehren die höchst interessanten, uns vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen eines ihrer hervorragenden Führer aus den Jahren 1820 und 21 zur Genüge; dieselben lassen überhaupt nicht Weniges in anderem Licht erscheinen als in der Darstellung Gernet's. Was endlich den Geheimbund betrifft, so ist er zwar mit großer Bestimmtheit behauptet und gegen die Burschenschaft geltend gemacht worden, aber ein unwidersprechlicher Beweis für seine Existenz ist bisher doch nicht geliefert. Erklärungen und Ausagen unterschiedener Gegner können als solcher nicht gelten, noch weniger Angaben aus späterer Zeit. Daß unter den Führern und älteren, erfahreneren Burschen vor der Entscheidung über wichtige Fragen eine Verständigung stattgefunden, soll nicht geläugnet werden; eine solche ist wohl auch später innerhalb mancher Corporation vorgekommen, ist aber doch etwas von einem organisirten Geheimbunde gänzlich Verschiedenes.

Schließlich haben wir noch einen Wunsch auszusprechen. Eine ausführliche quellenmäßige, unbefangene Geschichte der allmählichen Entstehung und Organisation unseres Burschenstaates und seiner Institutionen ist ein dringendes Bedürfnis. Sind doch die Burschenverhältnisse und die Stellung der einzelnen Corporationen zu einander oft für unser Land von weit größerer Bedeutung gewesen, als die wissenschaftliche Thätigkeit der Universität. Es ist jetzt die rechte Zeit für eine solche Geschichte. Möge sie in der Abenddämmerung der alten Zeit noch geschrieben werden, ehe die raschfortschreitende Umwandlung der Verhältnisse die alten Traditionen und Erinnerungen zurückdrängt und erblaffen läßt. Der Verfasser der von uns besprochenen Schrift wäre vor vielen zu einer solchen Arbeit berufen¹⁾.

— c —

Ugel v. Gernet. Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels. Erstes Heft. Die Harrisch-wirische Mitterschaft unter der Herrschaft des deutschen Ordens bis zum Erwerb der Jungingenschen Gnade. Reval, 1893. Verlag von Franz Kluge. S. 88, 8^o

Die Geschichte unserer öffentlichen Institutionen ist leider noch wenig erforscht. Während wir über die politischen Vorgänge in großen Parteien

¹⁾ Wir fügen unsererseits hinzu, daß wir gerne einer solchen Arbeit in der „Balt. Monatschr.“ Raum gewähren würden. D. Red.

der livländischen Geschichte zum Theil sehr gut unterrichtet sind, hat der Mangel an ausreichenden Bearbeitungen der so nahe liegenden Fragen, wie die heimischen öffentlichen Institutionen entstanden sind, wie sie sich ausgestaltet haben, und — was hieraus folgt — welche Bedeutung und welcher Sinn ihnen eigentlich zukommt, sich gerade jetzt in der Zeit der Umbildung unserer überkommenen Lebensformen erst recht fühlbar gemacht: weil eben alles das keineswegs zur Genüge klargestellt ist, begegnet man, sobald die öffentlich-rechtlichen Zustände des baltischen Heimathlandes zur Discussion gelangen, oft genug zum eigenen Nachtheil der Betheiligten Urtheilen, deren Argumentation privatrechtliche Auffassungen zu Grunde liegen! Aber auch für den gedeihlichen Fortgang speciell der geschichtlichen Studien erscheint als eine nothwendige Voraussetzung die sichere Kenntniß dessen, welches die öffentlich-rechtlichen Grundlagen waren, auf denen die Begebenheiten sich abspielten.

Bekanntlich haben sowohl Riga wie Estland die ihnen eigenthümlichen Verfassungen, sofern sie nicht gegenwärtig beseitigt sind, aus sich selbst geschaffen und fortgebildet; und wie die Verfassung Rigas den übrigen Städten der Ostseeprovinzen, jedenfalls in Livland und Kurland, zum Vorbild gedient hat, so diejenige der harrisch-wirischen Ritterschaft den Genossenschaften der Lehnsträger in den anderen Landestheilen. Für die autonome Verfassungsentwicklung Rigas waren namentlich die für den Handel so günstige Lage der Stadt und der darin begründete Reichthum ihrer Bewohner förderlich, für diejenige Harriens und Wirlands vor allem der Umstand, daß der Landesherr, der jenseits des Meeres residirende König von Dänemark war. Letzteres insbesondere hat der hochverdiente Fr. G. von Bunge nachgewiesen, am Eingehendsten in seinem Buch „Das Herzogthum Estland unter den Königen von Dänemark“ (Gotha 1877).

Dr. M. von Gernet setzt nun in der vorstehenden Publication in gewissem Sinne die Arbeit des Bahnbrechers auf dem Gebiet der baltischen Rechts- und Verfassungsgeschichte fort, denn sein eigentliches Thema beschränkt sich auf die fünfzig ersten Jahre der Ordensherrschaft in Estland. Zum besseren Verständniß wird aber zunächst eine verhältnißmäßig ausführliche Darstellung der Entwicklung der Vasallitätsverhältnisse in Harrien und Wirland bis zum großen „Mord“ (d. h. dem Estenaufstand) von 1343 geboten; dabei handelt es sich nicht um eine Reproduction oder Compilation Bunges und anderer früherer Bearbeiter, sondern es sichtet der Verfasser das ganze Material nochmals direct aus den Quellen heraus. Die Geschichte des

Eftenaufstandes selbst wird besonders nach den einschlägigen politischen Beziehungen eingehender behandelt, und auch hier gewinnen wir so manche beachtenswerthe, neue Ergebnisse. — Die weitere Folge des „Harrischen Mordes“ war am 29. August 1346 der Verkauf Estlands an den Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen und am 7. Juni des folgenden Jahres die Abtretung der Provinz an den Ordensmeister und den livländischen Zweig des Ordens. Durch den zuletzt erwähnten Vorgang war ein „beschränktes Pfand“ geschaffen: „Estland bleibt Eigenthum des Hochmeisters, d. h. seine Oberhoheit bleibt gewahrt. Der livländische Ordenszweig aber erwirbt durch ein Darlehn ein dingliches Recht am Lande; dieses geht mit allen Nutzungsrechten bis zur Tilgung der Schuld in seinen Besitz über.“ Inwiefern der Wechsel in der Herrschaft die stetige Fortentwicklung der seitens der harrisch-wirischen Ritterschaft in der dänischen Periode erworbenen Freiheiten hemmen, ja sogar — zumal bei der durch den „harrischen Mord“ stattgehabten Schwächung des Vasallenstandes an Menschenleben und Vermögen — in den ersten fünfzig Jahren eine Minderung der Freiheiten herbeiführen mußte, wird von A. von Gernet zum ersten Mal in systematischer und zugleich trefflicher Weise dargelegt. Eine Wandlung trat in dieser Beziehung durch die „Hochzeit von Krakau“ vom Jahre 1386 ein. Denn in Folge der Vermählung Jagellos von Litauen und Hedwigs von Polen wurde eine dauernde Verbindung der beiden mächtigen Staaten hergestellt, und diese „veranlaßte eine völlige Veränderung in der politischen Constellation auf der einen Hälfte unseres Festlandes.“ Speciell den Vasallen Estlands gegenüber sah sich der Hochmeister Konrad von Jungingen zum Erlaß seiner hochbedeutenden „Gnade“ vom 12. Juli 1397 genöthigt, und — heißt es weiter — „dem livländischen Verfassungsleben des XV. Jahrhunderts drückt die glänzende Entwicklung der zu Corporationen zusammengeschlossenen Vasallenschaften und die Beschränkung des Fürstenthums durch die Landstände den Stempel auf.“ Wie verlautet, soll das folgende Heft der „Forschungen“ die zuletzt angedeuteten Fragen zum Gegenstande haben.

Das Material für die vorliegende Veröffentlichung haben fast durchweg Urkunden hergegeben, und da es eine bekannte Thatsache ist, daß die Arbeit über Urkunden weit schwieriger zu sein pflegt, als die über Chroniken, so sind wir dem Fleiß und dem Scharfsinn des Verfassers, dem wir auf einem recht verwickelten Gebiet so hübsche Erfolge verdanken, die vollste Anerkennung schuldig. Das Ganze gewährt ein sehr instructives cultur-

geschichtliches Bild, in welchem die verschiedenartigsten öffentlichen Verhältnisse eine Beleuchtung erfahren, daß sie zum großen Theil in erwünschter Deutlichkeit sich abheben. Doch ist es dem Verfasser offenbar mehr auf eine Uebersicht angekommen, daher für die Ausarbeitung mancher Details noch Raum gelassen ist.

F. Ke.



Die in Riga erscheinende „**Düna-Zeitung**“ hat in ihrer Nr. 14 vom 19. Januar c. als Erwiderung auf meine Bemerkung, sie entbehre einer einheitlichen Leitung mit festem Standpunkt (cf. „Balt. Mon.“ 1893, pag. 559), gegen mich persönlich Invektiven gerichtet, die in derselben Weise zu beantworten, meine Erziehung mir verbietet. Gegenüber den in Frage kommenden Personen wäre eine gerichtliche Klage die einzig mögliche Reaction gewesen. Dieser Schritt mußte jedoch im Hinblick auf mehrere Senatsentscheidungen unterbleiben, denen zu Folge nur Redacteurs oder Herausgeber von Zeitungen einer ganz bestimmten Kategorie, zu welcher die „Düna-Ztg.“ nicht gehört, der Verantwortung auf Grund des betreffenden Strafgesetzbuchparagraphen (1040) unterliegen. Ich werde somit meinerseits in keinerlei Weise dieser Sache weiteren Fortgang geben.

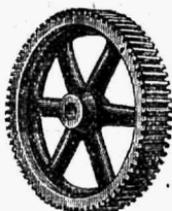
A. v. T.

Zurechtstellung. Im Inhaltsverzeichnis des vorigen Jahrganges (1893) der „Balt. Mon.“ muß es unter „B. Besprochene Bücher“ überall statt *J. Diederichs* — *H. Diederichs* heißen. Zu den Anmerkungen im Inhaltsverzeichnis und auf Seite 559 ist die Unterschrift: *D. Red.* hinzuzufügen.

Herausgeber: Arnold v. Tiedeböhl.

Redacteur: N. Carlberg.

Дозволено цензурою. Рига, 27 Января 1894 г. — Р. Клеѣ Buchdruckerei, Riga.



Maschinen
Apparate
Geräthe
Techn. Consum-Artikel
Feuerspritzen
Pumpen
Metalle etc.)

Jeder Art.

Hugo Hermann Meyer,
RIGA.

Bei Neuanschaffung wäre eine Preis-anfrage zu empfehlen.

[6]-2.

J. Jaksch & Co., Riga.

En gros. Feste Preise. En détail.

Porzellanmalerei u. Glas-Graviratelier.

Grösste Auswahl und Lager von

Porzellan-, Fayence u. Crystalservices,

Alfénide,

Petroleumlampen und Bronze-Beleuchtungsartikeln,

Uhren, Musikwerken u. Zubehör.

Agentur für

Spiegel-Glas, belgisches Fenster-Glas,

Mosaik-Fussböden.

[6]-2.

!!Jaroslawsches Leinen!!

aus den
Leinen-Fabriken der Allerhöchst best. Actiengesellschaft A. A. Lokalow,
verkauften unter

Garantie der Haltbarkeit

in Stücken v. 24 Arsch. (32 Ellen),

N ^o 50	Rbl.	5,55
N ^o 60	"	6,35
N ^o 70	"	6,85
N ^o 80	"	7,65
N ^o 90	"	8,45
N ^o 100	"	8,95
N ^o 110	"	10,05
N ^o 120	"	11,10
N ^o 130	"	11,90
N ^o 140	"	13,45
N ^o 150	"	15,05

Preise fest.

Ferner empfehlen wir:

**Laken-Leinen,
Leinen-Handtücher,
Leinen-Tischzeuge,
Leinen-Taschentücher,
Madapolam, Shirting,
Chiffon, Batist,
Halbleinen, Piqué,
Gardinen in weiss und crème.
Bettedecken,
Teppiche,**

in den besten Fabrikaten zu bill. Preisen.

Otto Spilcker & Co., Schaalstr. 7.

J. Holländer,
Riga, Kalkstrasse Nr 9, Riga,
im Hause der Sparkasse.

Paletotstoffe zu Herren-, Damen- und Kinder-Paletots.

Cheviot, Craisé, Kammgarne, Tuche und Buckskins in allen Farben, zu Pelz-bezügen, Rotonden, Regenschirmen, Promenadenkostümen, sowie auch zu Herren- und Knabenkostümen geeignet.

Flanelle zu Damen- und Kinder-Kleidern.

Futterflanelle und Kammgarnfutterstoffe

in grosser Auswahl.

Seiden-Peluche, Wollen-Peluche und Astrachan.

Sämmtliche Damen-Confectionen

für die gegenwärtige Saison werden nach den neuesten Modellen und auf Bestellung prompt und reell ausgeführt.

J. Holländer,
Riga, Kalkstrasse Nr. 9, Riga,
im Hause der Sparkasse.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthsch. Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, 120 Seiten stark, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch seltene Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Für eine vollständige Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als I. Preis die Anerkennung I. Grades, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Im Jahre 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Ar 89A
Baltische

Die Allerhöchst bestätigte Gesellschaft von Landwirthen
des livländischen Gouvernements
unter der Firma

„Selbsthilfe“

(vormals Livländ. Consumgeschäft).

Haupt-Comptoir und Lager in Riga, Wallstrasse 2.

Filialen: Dorpat — Vertreter A. von Hofmann.
Pernau — Vertreter H. von Wolffeldt.

[12] — 3.

Vertreterin des Baltischen Molkerei-Verbandes.

An- und Verkauf von Butter, Käse etc.

Niederlage von sämmtlichen Meierei-Geräthen und Menfilien,
wie:

Centrifugen, Buttermaschinen, Butterknetern, Transportkannen,
Kühlapparaten, Butterfarbe, Lüneburger Buttersalz, Exporttonnen etc.

Vertreterin der renommirten Firma

Ruston Proctor & Co. in Lincoln.

für

Locomobilen und Dampfdreschmaschinen.

Niederlage von sämmtl. landwirthschaftl. Maschinen,

wie:

Pflüge, Eggen, Ringelwalzen, Säemaschinen, Mähmaschinen,
Göpel Drescher, Reinigungsmaschinen etc.

Düngemittel, wie: Superphosphat, Knochenmehl, Kainit und Thomas-
schlacke.

Kraftfutter, wie: Lein-, Hanf-, Sonnen- und Cocoskuchen, Weizenkleie
und Malzkeime.

Eisen, Ketten, Hufnägel und Drahtnägel.

Landwirthsch. Sämereien: wie: Rothklee, Thimoty, Bastard-
klee und sämmtliche Grassaaten.

Salz und Heringe.

Petroleum und Maschinenöl.

Feuerspritzen und Jauchepumpen, Hanfeschläuche, Lederriemen etc. etc.

An- und Verkauf von Getreide und Saaten.